

Hollstein, Betina; Schütze, Yvonne

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel von Danksagungen in der Soziologie

Häder, Sonja [Hrsg.]; Tenorth, Heinz-Elmar [Hrsg.]: Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen. Weinheim u.a. : Beltz 2004, S. 153-181. - (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft; 48)

urn:nbn:de:0111-opus-78108



in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen / conditions of use

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)
Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft
Informationszentrum (IZ) Bildung
Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Der Bildungsgang des Subjekts

Bildungstheoretische Analysen

Herausgegeben von Sonja Häder –
in Kooperation mit Heinz-Elmar Tenorth

Beltz Verlag · Weinheim und Basel

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Fotokopien für den persönlichen oder sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopie hergestellt werden. Jede im Bereich eines gewerblichen Unternehmens hergestellte oder genutzte Kopie dient gewerblichen Zwecken gem. § 54 (2) UrhG und verpflichtet zur Gebührenzahlung an die VG Wort, Abteilung Wissenschaft, Goethestr. 49, 80336 München, von der die einzelnen Zahlungsmodalitäten zu erfragen sind.

© 2004 Beltz Verlag · Weinheim und Basel
Herstellung: Klaus Kaltenberg
Satz: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Druck: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza
Printed in Germany
ISSN 0514-2717

Bestell-Nr. 41149

Inhaltsverzeichnis

<i>Sonja Häder</i> Der Bildungsgang des Subjekts: Thema – Kontext, Quellen – Methode – Theorie	7
1. Briefe und Lebensläufe	
<i>Rebekka Habermas</i> Selbstreflexion zwischen Erfahrung und Inszenierung. Schreiben im Bürgertum um 1800	30
<i>Pia Schmid</i> Frömmigkeitspraxis und Selbstreflexion. Lebensläufe von Frauen der Herrnhuter Brüdergemeinde aus dem 18. Jahrhundert	48
<i>Heinz-Elmar Tenorth</i> Kommentar zu Teil 1: Lebensläufe als Identitätskonstruktion	58
2. Texte – Musik - Symbole	
<i>Sonja Häder</i> Zeugnisse von Eigen-Sinn – Punks in der späten DDR	68
<i>Cornelie Dietrich</i> Die „Kinderszenen“ von Robert Schumann: ein Ego-Dokument?	85
<i>Thomas Loer</i> Rückstände im Kraftwerk? Ein Kunstwerk als Dokument? Schwierigkeiten beim Versuch, ein Werk der Bildenden Kunst als „Ego-Dokument“ zu deuten	100
<i>Hans-Rüdiger Müller</i> Kommentar zu Teil 2: Texte – Musik – Symbole	115

3. Selbstzeugnisse von Wissenschaftlern

Dorle Klika

Selbstzeugnisse eines Wissenschaftlers – Das Beispiel Herman Nohl 124

Ulrich Wiegmann

Selbstbiographien ranghöchster DDR-pädagogischer Wissenschaftler
im Vergleich: Karl-Heinz Günther und Gerhart Neuner 137

Betina Hollstein/Yvonne Schütze

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel
von Danksagungen in der Soziologie 153

Mitchell Ash

Kommentar zu Teil 3: Gelehrtenbiographien/Selbstzeugnisse
von Wissenschaftlern 182

Betina Hollstein/Yvonne Schütze

Selbstdarstellungen in der Wissenschaft am Beispiel von Danksagungen in der Soziologie¹

1. Einleitung

Wissenschaft als Beruf, so Max Weber in seinem berühmten Vortrag aus dem Jahre 1917, erfordert „harte Arbeit“ und „Leidenschaft“. „Ohne diesen seltsamen Rausch, diese Leidenschaft [...] hat einer den Beruf zur Wissenschaft *nicht* und tue etwas anderes“ (Weber 1917/1992, S. 81). „Harte Arbeit“ und „Leidenschaft“ bilden gleichsam die Voraussetzungen für die „Eingebung“, den „Einfall“, ohne den alle Leidenschaft und Hingabe umsonst ist. Es ist Sinn der Wissenschaft, „überholt“ zu werden, dennoch bis zu diesem „Überholvorgang“ gilt es etwas Neues, etwas Einzigartiges, etwas Originelles zu produzieren. Weber konstatiert zwar mit einem Seitenhieb auf den „Gelehrten dünkeln“, dass Einfälle und Neuschöpfungen nicht nur für den Beruf des Wissenschaftlers unerlässlich sind, Kaufleute und Großindustrielle sind gleichermaßen auf Einfälle angewiesen, dennoch ein Zwang zur Originalität kennzeichnet den Wissenschaftler in besonderer Weise, „den Künstler“ natürlich auch. Besonders deutlich wird dieser Zwang zur Originalität bei den Leistungen (Dissertation, Habilitation), die der junge Wissenschaftler als Entreebillet für eine Universitätslaufbahn vorzuweisen hat. Selbstredend ist dieser Ausweis der Originalität individuell zu erbringen, wie schon die eidesstattliche Versicherung am Ende jeder Examensarbeit bezeugt. D.h. qua definitionem ist kollektive Autorenschaft bei Examensarbeiten untersagt, und für andere wissenschaftliche Produktionen gilt im Prinzip ebenfalls die Norm der individuellen Leistung.

Wissenschaftliche Entdeckungen erfolgen in einem kumulativen Prozess, eine Leistung baut auf einer vorhergehenden auf, dennoch bestehen – seit Wissenschaft im 16./17. Jahrhundert die Augen aufschlägt – die Wissenschaftler auf ihren individuellen Leistungen. Wie Merton anmerkt, sind die endlosen Prioritätenstreitigkeiten in der Geschichte der Wissenschaft nicht Persönlichkeitsmerkmalen der jeweiligen Wissenschaftler geschuldet, sondern erfolgen aus der „Institution Wissenschaft selbst, die die Originalität zu einem der höchsten Werte erhebt und hierdurch die Anerkennung von Originalität zu einem zentralen Anliegen des einzelnen Wissenschaftlers macht“ (Merton 1985, S. 267).

Während der Wissenschaftler sich also einerseits gedrängt sieht, die Einzigartigkeit seiner Leistung hervorzukehren, ist er andererseits gehalten „rein der Sache zu dienen“ und sich als Person gleichsam unsichtbar zu machen. „Auf dem Gebiet der Wissenschaft aber ist derjenige ganz gewiss keine ‚Persönlichkeit‘, der als Impresario der Sache, der er

1 Bei den ersten Abschnitten des Beitrags handelt es sich um eine gekürzte Fassung der Einleitung aus Schütze und Hollstein (2002).

sich hingeben sollte, mit auf die Bühne tritt, sich durch ‚Erleben‘ legitimieren möchte und fragt: Wie beweise ich, dass ich etwas anderes bin als nur ein ‚Fachmann‘, wie mache ich es, dass ich, in der Form oder in der Sache, etwas sage, das so noch keiner gesagt hat wie ich“ (Weber 1917/1992, S. 84f.). Dieses Dictum Max Webers gilt unverändert auch heute noch. „Es ist für die Selbstdeutung der modernen Wissenschaften zentral, dass es in ihnen um die ‚Sache‘ gehe und nicht um die ‚Person‘. Daraus erwächst für diese – streng genommen – eine Schweigepflicht; zumindest ist das Reden von sich selber problematisch“ (Kohli 1981, S. 428).

Aus dem Dilemma, sich einerseits ins rechte Licht setzen zu müssen, sich aber andererseits tunlichst im Hintergrund zu halten, gibt es prinzipiell keinen Ausweg. Dennoch offeriert das Wissenschaftssystem ein bescheidenes Schlupfloch, das die Möglichkeit bietet – zumindest wenn es um Publikationen geht – ein wenig zum Impresario seiner selbst zu werden, ohne die wissenschaftliche Leistung und die eigene Person in unziemlicher Weise miteinander zu verquicken. Wir meinen das Vorwort, insbesondere Widmungen und Danksagungen. Widmungen gewähren dem Leser Einblicke in die Biografie des Autors oder entzünden zumindest seine Fantasie. Eine so verschlüsselte Botschaft wie „Für C“ (Wolff 1968, o.S.) liefert zwar weder einen Hinweis auf die Person „C“ noch auf die Beziehung, in der Autor und „C“ stehen, dennoch verweist auch die sparsamste Widmung auf eine wie immer geartete, bedeutsame Beziehung des Autors zu einem anderen Menschen. Auch wenn Widmungsadressant und Widmungsadressat keine persönliche Beziehung zueinander haben oder hatten, was in der Regel selten vorkommt, so wirft die Widmung doch immer ein Licht auf die Person des Autors. Über das Medium der Widmung redet er auch von sich selber. Wer Person und Sache völlig getrennt haben will, wird vermutlich nur selten eine Widmung aussprechen.

Sowohl Widmungen wie Danksagungen sind Teil einer (Reziprozitäts-) Beziehung, allerdings auf unterschiedliche Weise. Während Widmungen nicht explizit auf eine spezifische Vorleistung Bezug nehmen, handelt es sich bei Danksagungen immer um eine Gegengabe. Ich dokumentiere damit, dass ich einer anderen Person für irgendetwas zu Dank verpflichtet bin. Die interessante Frage ist, wem und wofür man meint, zu Dank verpflichtet zu sein und auf welche Weise man diese Dankes-Schuld abträgt. Jedoch: So vielfältig die Formen des sich verdient Machens auch sind, die Eigenleistung des Autors muss stets außer Zweifel stehen.

Gleichzeitig hat die Danksagung aber auch die Funktion, der in der Wissenschaft normativ geforderten Bescheidenheit Ausdruck zu verleihen. In dem seit Merton immer wieder zitierten Satz Newtons „Wenn ich weiter gesehen habe als andere, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe“ (Merton 1985, S. 277) wird genau jene Balance zwischen dem Anspruch auf Originalität (weiter sehen als andere) und Demut (die riesige Leistung der Vorgänger) gehalten, die idealerweise auch die Danksagung kennzeichnet.

Widmungen gehören nicht in den Kanon der ungeschriebenen Normen des Wissenschaftssystems, Danksagungen sehr wohl², wobei allerdings dem Autor ein weiter Spiel-

2 Bauerlein (2001) z.B. betitelt seinen Aufsatz über Danksagungen „A thanking task“.

raum bleibt, festzulegen, wem und wofür zu danken ist. Sowohl für Widmungen wie für Danksagungen gilt, dass es sich um einen gemeinsamen öffentlichen Auftritt von Autor und Adressat handelt. Die Leser sind Zeugen, was Genette (2001) als etwas „zutiefst Verwinkelt“ bezeichnet hat. Mit der Widmung oder Danksagung setzt sich der Autor zu einer Person oder einem Personenkreis in eine bestimmte Beziehung „ich hege eine hohe Wertschätzung für X“. „Ich danke Y für etwas, das er getan oder auch nur erduldet hat“. Indem diese Beziehung aber im wahrsten Sinne des Wortes den Augen des Publikums preisgegeben wird, wird dieses auch geradezu zu eigenen Deutungen gedrängt. Es ist das Publikum, das letzten Endes darüber befindet, ob der Autor mit der Auswahl der Personen und der Art der Formulierung die Balance zwischen Bescheidenheit und Originalität hält, oder ob er sich gewissermaßen „verhebt“, weil er Nähe und Distanz nicht „richtig“ einzuschätzen weiß.

Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn man die Dissertationsschrift einem „big shot“ widmen würde. Wenn der geistige Abstand zu groß ist, gerät dies für Autor und Adressat aus der Sicht des Publikums zur Peinlichkeit. Der Widmende ist noch zu klein, um seine Arbeit auch nur auf Schulterhöhe des Riesen zu stellen und umgekehrt wird auch der „Riese“ perspektivisch verkleinert.

Auch wenn wir davon ausgehen können, dass der seit Newton geltende Anspruch, eine Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten, nach wie vor besteht, so stellt sich gleichwohl die Frage, ob und wie dieser Anspruch in der Danksagungspraxis³ im Zeitverlauf realisiert wird. Daneben interessiert uns, ob und wie sich die öffentliche Selbstdarstellung der Person verändert, also das, was man über sich als Privatperson enthüllt.

Erste Hinweise zu beiden Fragen liefert Bauerlein (2001). Er konstatiert einen Funktionswandel der Danksagung im akademischen Schrifttum der USA. Nach seinen Beobachtungen hat die Danksagung ihre alltagsweltliche Bedeutung, „ich danke all denen, die mich bei der Abfassung des Werks unterstützt oder beeinflusst haben“, weitgehend verloren. Stattdessen ist sie zu einem Instrument der Selbstdarstellung und des Networking geworden, wobei freilich – auch ohne Erwähnung Newtons – die Norm, eine Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten, immer noch Gültigkeit hat.

„The ironies, the emotions, the beauties, the gratitude – all suggest that the Acknowledgements page is one of those quirky sites of professional pressure. At stake is the author’s standing. A successful Acknowledgements presents him as in-the-know, well-connected, heavily subsidized and hard-working. A failed Acknowledgements presents him as fatuous, self-involved, syrupy and out of touch [...] Authors must advance themselves, yet humble themselves, distinguish their researches, yet offer them as a part of an evolving network” (Bauerlein 2001, S. 16f.).⁴

3 Im Folgenden legen wir den Schwerpunkt auf Danksagungen. Für die Veränderungen der Widmungspraxis siehe Schütze/Hollstein 2002.

4 Wie aus einem Kommentar zu Bauerleins Artikel hervorgeht, kann eine Danksagung sogar von unmittelbarem Nutzen sein. Da etliche bedeutende Zeitschriften, wie z.B. die *American Historical Review*, Rezensenten nicht akzeptieren, die in dem zur Debatte stehenden Werk

Neben der Instrumentalisierung der Danksagung für die Selbstdarstellung in der Profession, beobachtet Bauerlein gleichzeitig auch einen gewissen Exhibitionismus hinsichtlich der privaten Sphäre. „Why should the opening pages of a scholarly thesis be the place to drop names, parade your sexuality, record your travels and sentimentalize infants?“ (Bauerlein 2001, S. 17). Mit anderen Worten, die Möglichkeit qua Danksagung die „Schweigepflicht“ (Kohli 1981, S. 428) bezüglich der eigenen Person zu brechen, wird neuerdings – so Bauerlein – überausgeschöpft. Obwohl Bauerleins in der Tat schlagende Beispiele sämtlich aus neueren Publikationen stammen und er empirische Vergleiche gar nicht anstellt, kommt er – wie in den Sozialwissenschaften nicht unüblich – gleichwohl zu Schlussfolgerungen, die einen empirischen Wandel der Danksagungspraxis behaupten. „But it is clear that what used to be a simple procedure of thanking others for permissions, access, etc. has turned into an indecorous display of favour and sentiment. They have converted discreet gratitude into solicitations of regard, professional aggrandisement“ (Bauerlein 2001, S. 17).

2. Danksagungen und sozialer Wandel

Bevor wir uns die tatsächliche Entwicklung der Danksagungspraxis der letzten Jahrzehnte in der Soziologie genauer ansehen, wollen wir darauf eingehen, welche Gründe überhaupt dafür sprechen, einen Wandel des Danksagungsverhaltens anzunehmen. Gründe für einen solchen Wandel vermuten wir insbesondere in Veränderungen des Wissenschaftssystems.

2.1 Das Wissenschaftssystem

Hier ist zuerst die in allen modernen Gesellschaften zu beobachtende enorme Expansion des Wissenschaftssystems ab den Sechziger- bis etwa zur Mitte der Siebzigerjahre zu nennen. Für die bundesdeutsche Soziologie stellt sie sich besonders akzentuiert dar: 1960 gab es etwa 30 Professuren, bis zum Jahr 1980 hatte sich ihre Zahl verzehnfacht (Lepsius 1979; Burkart/Wolf 2002; Sterbling 2002). Dies bedeutete, dass spätestens seit den Siebzigerjahren die Soziologen in eine Disziplin eintraten, in der man nicht mehr wie noch in den Sechzigerjahren alle Kollegen und Nachwuchsforscher persönlich kannte. Da aber das Geschäft der Wissenschaft u. a. auch darin besteht, Arbeiten anderer einzuschätzen, zu beurteilen und zu bewerten, wird diese Bewertung um so schwieriger, je größer und damit unübersichtlicher die Scientific Community und die Menge der von ihr produzierten Arbeiten werden. Um diese Komplexität zu bewältigen, ist man genötigt, auf Hilfskonstruktionen zurückzugreifen. Eine solche Hilfskonstruktion bildet der von Robert Merton beschriebene Matthäus-Effekt: man orientiert sich an

erwähnt werden, empfiehlt es sich, jenen Kollegen Dank auszusprechen, deren Kritik zu kritisch ausfallen könnte (Sutherland TLS November 30 2001).

Namen, die man kennt (meist den großen Namen). Wenn man selbst noch nicht bekannt ist, kann man sich in einer unübersichtlichen Scientific Community diesen Effekt zunutze machen, indem man sich in die Nähe der bekannten Größen des Faches rückt: etwa indem man Mentoren, Kollegen (und auch Institutionen) dankt. So erläutert ein von Merton zitierter Nobelpreisträger: „In manchen Fällen sind einem alle Namen [der Autoren] unbekannt, solche Arbeiten sind praktisch anonym. Aber was man sieht, ist die Fußnote am Schluss, in der dem älteren oder angeseheneren Wissenschaftler ‚für Ratschläge und Ermutigung‘ gedankt wird. Da sagt man sich dann: ‚Das stammt also aus dem Labor von Greene oder von Soundso.‘ Und das behält man im Kopf, nicht die lange Reihe der Autorennamen“ (Merton 1985, S. 152). Indem man dankt, wird deutlich, mit wem man auf welche Weise bekannt, verbunden oder vielleicht gar befreundet ist – in jedem Fall: wer einen unterstützt und somit Zeit und Mühe investiert hat. Dies heißt zugleich: wer diese Arbeit der Mühe für wert befunden hat, wird damit *indirekt* auch zu einem Bürgen der Qualität der Arbeit (denn wer wäre nicht peinlich berührt, wenn ihm vom Autor einer mangelhaften Arbeit überschwänglich gedankt wird. Daran ändert sich auch nichts, wenn der Autor betont, für alle „Mängel“ selbst verantwortlich zu sein).

Impression-management durch Widmen und Danken muss sich jedoch nicht nur auf stathöhere bzw. stathohe Kollegen beziehen. „Bedeutung“ kann man auch dadurch zum Ausdruck bringen, wen und wie viele Personen man beschäftigt, managt und fördert. Allerdings kann ein vermehrtes Dankesaufkommen an Mitarbeiter auch Ausdruck eines ganz anderen Wandels sein, nämlich eines kulturellen Wandels im Sinne einer Demokratisierung und Enthierarchisierung (des Wissenschaftssystems). 1968 bedeutete nicht die Abschaffung der deutschen Ordinariuniversität, doch sie wurde durch andere Universitätstypen wie die Gruppenuniversität ergänzt und insgesamt lockerten sich die Umgangsformen im Bildungs- und Wissenschaftssystem, sowohl zwischen Professoren und Mitarbeitern als auch zwischen Dozenten und Studierenden (typischerweise wurde nun wechselseitig geduzt, und auch die Erledigung von privaten Besorgungen für den Ordinarius wurde zumindest begründungspflichtig. Dass wissenschaftliche Assistenten – wie die Fama berichtet – in den Fünfzigerjahren die Leibchen des Ordinarius zählten, ist sicherlich ein Kuriosum, zugleich aber weist es auf die Vielfalt der Tätigkeiten hin, die Mitarbeiter für die Ordinarien erledigten). Um nicht missverstanden zu werden: der konstatierte Formwandel bedeutet nicht, dass Machtgefälle, -ausübung und Autorität im Wissenschaftssystem geringer geworden seien (Sennett 1985). Aber mit 1968 wird ein Anspruch auf Demokratie und egalitäre(re)s Verhalten formuliert, der sich sowohl auf die Bandbreite der für den Ordinarius auszuübenden Tätigkeiten (Inhalte) als auch auf die Form des Umgangs miteinander richtete. Damit wurde Machtausübung seitens der Professoren weniger selbstverständlich, richtete sich auf spezifischere Aufgaben, mehr Tätigkeiten wurden im Einzelnen begründungspflichtig – und damit auch bedankenswert.

Insgesamt muss man jedoch aufpassen: Eine mögliche Zunahme des Danks an Mitarbeiter kann schlicht darauf zurückzuführen sein, dass es faktisch mehr Mitarbeiter gibt. Dies genau ist auch ein langfristiger Entwicklungstrend im deutschen Wissen-

schaftssystem, der sich kontinuierlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fortsetzt und zum Teil auf Stellenteilungen, insbesondere aber auf die stetige Zunahme an Drittmittelprojekten zurückzuführen ist (Enders 1996).

2.2 *Die Privatsphäre*

Folgen wir der zweiten These Bauerleins (2001), die besagt, dass in der gegenwärtigen Danksagungspraxis die „Schweigepflicht“ des Wissenschaftlers die eigene Person betreffend, gebrochen wird, so stellt sich auch hier wieder die Frage nach einem Zusammenhang mit kulturellen Prozessen. Als ein Kandidat, der verantwortlich dafür sein könnte, dass Wissenschaftler dem Leser einen mehr oder weniger tiefen Einblick in ihre Privatsphäre gewähren oder – wie Bauerlein (2001) meint – aufdrängen, empfiehlt sich die 68er Zeit. Wie schon der Rechtshistoriker Herberger (1987) in seinen Erkundungen feststellte, tritt zu dieser Zeit die Frau im Vorwort als „Massenphänomen“ auf, was Herberger als Emanzipationsprozess der Frauen deutet. Allerdings bleibt ungeklärt, warum sich der Emanzipationsprozess der Frauen in den Danksagungen ihrer Männer niedergeschlagen haben sollte.

Als Verbindungsglied zwischen Emanzipationsprozess und Danksagungspraxis könnte der 68er Slogan: „Das Private ist politisch“ fungieren. Unter diesem Motto forderte die Frauenbewegung eine Neustrukturierung von Arbeit im Produktions- und Reproduktionssektor (Familienarbeit). Alltagsleben und Arbeitsteilung in der Familie wurden zum Gegenstand politischen Handelns erklärt. Konkret bedeutete dies, dass niemand – und schon gar nicht die Soziologen, die sich ja als die Avantgarde eines kulturellen Umbruchs begriffen – mehr übersehen konnte, in welchem Maße die wissenschaftliche Produktion von der „privaten“ Arbeit der Frauen profitierte. In diesem Kontext übernahm die Danksagung an die Gattin eine Art Beschwichtigungsfunktion. Die Situation blieb zwar (vorerst) unverändert, aber „Mann“ deutete an, dass Geduld, Verzicht auf Gemeinsamkeit, kritische Ratschläge und andere Unterstützungsleistungen nicht mehr als selbstverständlich, sondern als dankenswert erachtet wurden.

3. **Danksagungen im Zeitverlauf: Vier Generationen im Vergleich**

Wenn wir im Folgenden nun am Beispiel von vier Soziologengenerationen (Gründerväter, Nachkriegsgeneration, Ausbaugeneration, Nachwuchsgeneration) die Frage nach dem Wandel der Danksagungspraxis im Zeitverlauf verfolgen, so gehen wir nicht – wie Bauerlein – von Gegensätzen nach dem schlichten Schema früher-heute aus, sondern von Verschiebungen in den Relationen zwischen Originalität und Bescheidenheit einerseits und zwischen Enthüllungen und Verschleierungen der privaten Sphäre andererseits. Diese Verschiebungen oder Verlagerungen in den Dimensionen Originalität-Bescheidenheit, Enthüllen-Verschleiern der privaten Existenz sollten sich sowohl in der Quantität (Anzahl der genannten Personen und bedankten Tätigkeiten) wie in der Qualität der Formulierungen (Name-dropping, Selbstdarstellungsstrategien usw.) zeigen.

Bei aller Vorsicht gegenüber Aussagen wie früher-heute wählen wir als Kontrastgruppen die beiden älteren und die beiden jüngeren Soziologengenerationen. Gestützt auf die Thesen Bauerleins (2001) stellen wir uns folgende Fragen:

Erstens, instrumentalisieren jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die eigene Selbstdarstellung und Karriereambitionen? Oder bedarf die einseitige These Bauerleins der Ergänzung: Finden sich in den Danksagungen der jüngeren Soziologinnen und Soziologen⁵ (auch) Zeichen eines kulturellen Wandels im Sinne einer Demokratisierung und Enthierarchisierung des Wissenschaftssystems? Zweitens, nutzen jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die Darstellung ihrer privaten und persönlichen Befindlichkeiten?

Die erste Frage bezieht sich auf die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit. Die zweite Frage bezieht sich auf die Art und Weise, in der man sich jenseits „der Sache“ als Person präsentiert. Neben dem Wandel der Danksagungspraxis im Generationenvergleich interessiert gleichermaßen eine weitere Frage, mit der wir uns auch schon in unserer Arbeit über Widmungen (Schütze/Hollstein 2002) beschäftigt haben, nämlich lässt sich ein Zusammenhang zwischen Danksagungspraxis und Lebens- oder besser Karriereverlauf feststellen?

Zur Datenbasis

Gegenstand der Analyse sind die drei Nachkriegsgenerationen, wie sie von Bolte/Neidhardt (1998) und Burkart/Wolf (2002) beschrieben wurden, zuzüglich berücksichtigen wir die Generation der nach 1989 Berufenen, die etwa zwischen 1950 und 1960 geboren wurden.

1. Die Gründungsväter – geboren um die Jahrhundertwende, (wieder) berufen zwischen 1948 und 1953, Beispiel: René König.
2. Die Nachkriegsgeneration – geboren etwa zwischen 1925 und 1930, berufen zwischen 1958-1970, Beispiel: Jürgen Habermas.
3. Die Ausbaugeneration – geboren etwa zwischen 1938 und 1946, berufen zwischen 1970-1985, Beispiel: Claus Offe.
4. Die Nachfolgeneration – geboren zwischen 1950 und 1960, berufen nach 1989, Beispiel: Jutta Allmendinger.

Da wir weder über eine auch nur annähernd vollständige Liste aller in Frage kommenden Autoren, noch über das Gesamtwerk aller betrachteten Autoren verfügen, erheben wir keineswegs Anspruch auf Repräsentativität. Die Datenbasis unserer kleinen Studie bezieht sich auf Werke der sechs Gründerväter Theodor W. Adorno, Max Horkheimer,

5 Auf Grund des Umfangs wird im folgenden Textverlauf nur noch die männliche Form (z.B. Soziologen, Kollegen, Mitarbeiter) verwendet, die aber natürlich die weibliche Form mit einbezieht.

René König, Helmuth Plessner, Helmut Schelsky und Otto Stammer sowie auf Werke von jeweils etwa zehn Vertretern der drei späteren Generationen (der Nachkriegs-, der Ausbau- und der Nachwuchsgeneration). Bei der Auswahl der Autoren haben wir uns dafür entschieden, dass es sich um bekannte Autoren handeln sollte, von denen möglichst viele Publikationen vorliegen. Dahinter stand die Überlegung, dass diese Autoren aufgrund von Bekanntheitsgrad und hohem Publikationsaufkommen auch einen großen Einfluss auf andere, vor allem jüngere Kollegen haben. Um auch bei einer selektiven Stichprobe mit insgesamt eher geringer Fallzahl eine möglichst große Bandbreite von Danksagungen zu erhalten, sollten des Weiteren in jeder Generation sowohl empirisch forschende als auch ausschließlich theoretisch arbeitende Soziologen vertreten sein sowie – in den drei jüngeren Generationen – sowohl Männer als auch Frauen⁶. Darüber hinaus haben wir auch sehr eng zusammenarbeitende Autoren berücksichtigt (Adorno/Horkheimer; Bahrdt/Popitz; Kern/Schumann). Insgesamt beträgt die Datenbasis in der Gründergeneration 59, in der Nachkriegsgeneration 74, in der Ausbaugeneration 59 und der Nachwuchsgeneration 35 Werke⁷. Hierin sind alle, uns zugänglichen deutschsprachigen Monographien (auch Mitautorenschaften) der betrachteten Autoren enthalten.

3.1 Instrumentalisieren jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die eigene Selbstdarstellung und Karriereambitionen? Gibt es Anzeichen einer Demokratisierung und Enthierarchisierung?

Wie Abbildung 1 zeigt, nehmen die Danksagungen über die Generationen hinweg in beträchtlichem Maße zu, wobei dies in erster Linie für Danksagungen in der Profession, aber auch für Danksagungen an Privatpersonen gilt.

Als professionsbezogen fassen wir Danksagungen sowohl an wissenschaftliche Institutionen wie an Mitarbeiter, Kollegen und Mentoren auf. Unter Mitarbeit verstehen wir außer in inhaltlichen Beiträgen auch alle Arten technisch-gestalterischer Zuarbeit. Als Kollegen bezeichnen wir alle Personen, denen für inhaltliche Beiträge (Hinweise, Kritik usw.) gedankt wird, die aber nicht zugleich als Mitarbeiter angesprochen werden. In diese Kategorie fallen also auch Studienkollegen und Mentoren.

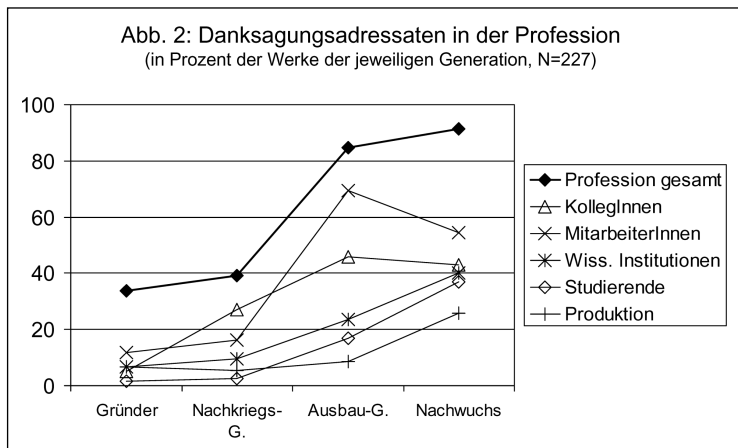
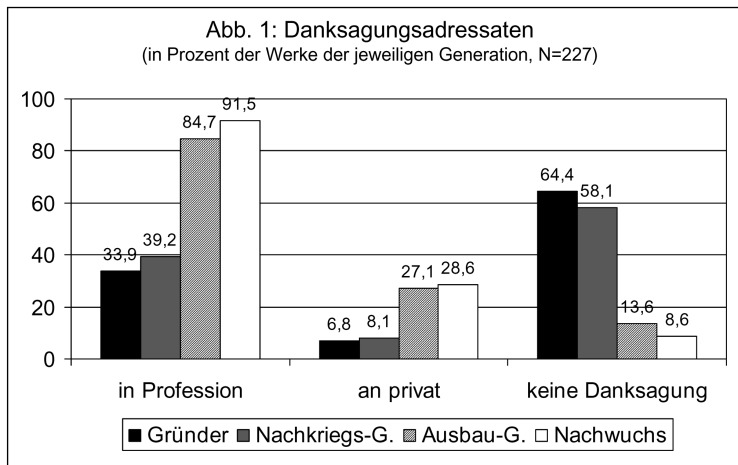
Wie aus Abbildung 2 zu entnehmen ist, ist es vor allem der Dank an Mitarbeiter und Kollegen, der einen enormen Zuwachs erfährt.⁸ Die Zunahme der professionsbezogenen

6 Gegen unsere Erwartungen fanden wir im Danksagungsverhalten von Männern und Frauen keine Unterschiede. Dies gilt sowohl für die Sphäre der Wissenschaft, als auch für die Frage, was man auf welche Weise über sein Privatleben preisgibt.

7 Für Sichtung und Beschaffung der Literatur danken wir Matthias Bergenroth, Nadine Kollmeyer, Patrick Sachweh, Silvester Stahl, Silke Stühmer, Jens Weilacher und Didem Yüksel.

8 Nur bei der jüngsten Generation, dem Nachwuchs, scheint der Dank sowohl an Mitarbeiter wie Kollegen abzunehmen. Dabei ist allerdings zu beachten, dass sie erst am Anfang ihrer wissenschaftlichen Karriere steht und von daher nur begrenzt mit den anderen Generationen vergleichbar ist.

Danksagungen über die Generationen hinweg ist auf verschiedenen Ebenen festzustellen: erstens enthält ein deutlich gestiegener Prozentsatz der Arbeiten Danksagungen. Zweitens wird im Zeitverlauf durchschnittlich mehr Personengruppen und Institutionen gedankt. Drittens schließlich steigt auch die durchschnittliche Zahl an Personen und Institutionen, denen gedankt wird, erheblich an.



Worauf könnte dieser Anstieg, insbesondere von der zweiten zur dritten Generation zurückzuführen sein? Der eingangs erwähnte Zuwachs an Mitarbeitern kann nicht der Grund sein, die beiden älteren Generationen hatten ja auch Mitarbeiter (Enders 1996). Die Daten scheinen die Bauerleinsche These zu bestätigen, dass jüngere Generationen verstärkt karrierestrategisches Networking betreiben (was z.B. auf gestiegene Konkurrenz im Wissenschaftssystem zurückzuführen sein könnte).

Auf den ersten Blick scheint gegen solches karrierestrategisches Verhalten zu sprechen, dass die mit Abstand größte Zunahme bereits bei der dritten Generation zu verzeichnen ist. Gerade sie wurde in der Expansionsphase der bundesdeutschen Soziologie,

in den 70er-Jahren, zügig auf Professuren berufen⁹. Allerdings erfolgt die enorme Zunahme des Danks bei der Ausbaugeneration erst *nach* ihrer Berufung (sie bedanken sich vor ihrer Berufung durchschnittlich bei 4,0 Professionsangehörigen¹⁰, danach würdigen sie doppelt so viel Personen, nämlich durchschnittlich 8,0!) Da diese Generation in eine deutlich gewachsene Scientific Community eintrat, ist denkbar, dass es dadurch quasi zu einer verzögerten Konkurrenzsituation kommt – dass also für diese Generation der Wettstreit um Positionierung, Profilierung und Einfluss eigentlich erst nach der Berufung beginnt und sie die Danksagungen entsprechend instrumentalisieren. Demgegenüber kommt die Nachwuchsgeneration schon *vor* der Berufung auf ein Dankvolumen von durchschnittlich 7,7 Personen (gegenüber 4,0 bei der Ausbau-Generation)¹¹. Dies deutet darauf hin, dass die Danksagung von dieser Generation primär dazu genutzt wird, sich über die Nennung prominenter Namen in der Scientific Community zu platzieren. Doch wie gesagt, grundsätzlich kann die Zunahme der Danksagungen auch Zeichen kulturellen Wandels im Gefolge von 1968 sein: Die sich auch im Wissenschaftssystem abzeichnenden Demokratisierungs- und Enthierarchisierungsprozesse könnten sich auch in vermehrtem Dank in der Profession niederschlagen.

Um diese Fragen genauer zu klären, wollen wir uns für die verschiedenen Generationen im Einzelnen anschauen, wer in welcher Phase des wissenschaftlichen Werdegangs wem wofür auf welche Weise dankt. Den Schwerpunkt legen wir auf Kollegen und Mitarbeiter. Bei ihnen handelt es sich um die am meisten bedankten Gruppen. Sie sind auch, wenn es um die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit geht, besonders heikel – und damit für uns besonders interessant.

Die Gründerväter

Von den sechzehn uns vorliegenden Werken, die die Gründerväter vor ihrem ersten Ruf auf eine ordentliche Professur veröffentlicht haben, enthalten nur zwei Arbeiten Danksagungen. Die Erste ist die 1930 erschienene Dissertation von René König: „Ich empfang die Anregung zu dieser Arbeit von meinem sehr verehrten Lehrer Herrn Professor Max

- 9 Erst für die folgenden Kohorten verschlechterte sich die Arbeitsmarktsituation merklich (wobei die hier betrachtete jüngste Generation allerdings bereits wieder von der Entlastung des Arbeitsmarktes durch die neu gegründeten Institute in Ostdeutschland profitieren konnte). Bei der Ausbaugeneration beträgt das durchschnittliche Erstberufungsalter in unserer Stichprobe 38,8 Jahre. Bei der vierten Generation liegt das Erstberufungsalter im Schnitt immer noch bei 40,8 Jahren.
- 10 Zum Vergleich: die Gründerväter und die Nachkriegssoziologen bedenken vor der Berufung im Schnitt ähnlich viele Professionsangehörige (4,8 bzw. 3,3).
- 11 Dies betrifft übrigens auch den Dank an Mitarbeiter: Der Dank an Mitarbeiter nimmt in der 4. Generation nicht ab, wie es die Summen suggerieren, sondern ist (jeweils vor der Berufung) sogar deutlich umfangreicher als bei den älteren Generationen: sowohl bezogen auf den Anteil der Arbeiten, in denen Mitarbeitern gedankt wird (40,7 Prozent verglichen mit 28,6 Prozent in der 3. Generation), als auch hinsichtlich der durchschnittlich bedachten Anzahl (2,3 gegenüber 1,5 in der 3. Generation).

Dessoir. Es ist mir eine Pflicht, der ich mit der größten Freude nachkomme, ihm auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die zahlreichen Hinweise, für die Vermittlung einer philosophischen Erziehung und für die kritische Durchsicht vorliegender Arbeit vor ihrer endgültigen Fertigstellung. Dank gebührt auch Herrn Raymond Lenoir (Paris) für zahlreiche literarische Nachweise und Herrn Baron Ernest Seillere (Paris), der mir liebenswürdigerweise die Arbeit in der Bibliothek des ‚Institut de France‘ ermöglichte“ (König 1930).

An erster Stelle steht der Dank an den Doktorvater, der König angeregt und mit inhaltlichen Ratschlägen versorgt hat und ihn darüber hinaus philosophisch erzo-gen und ausgebildet hat. Daneben gilt sein Dank einem gewissen „Herrn Lenoir“. Damit ist offenbar jemand aus der Profession gemeint (wer sonst könnte ihn mit „literarischen“, also Nachweisen von Fachliteratur versorgen). Da im Unterschied zu dem Förderer Dessoir bei Herrn Lenoir kein Titel angegeben ist, handelt es sich offenbar nicht um eine statushohe Person, sondern vermutlich um einen (Studien-)Kollegen. Die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit wird zugunsten ersterer verschoben: Dem statushohen Förderer wird inhaltlich gedankt, dem (höchstens) statusgleichen wird für technische Hilfe Dank gezollt („Nachweise“). Die eigene Leistung steht damit nicht in-frage (für technische „Nachweise“ braucht man nicht originell und kreativ zu sein); da-gegen verweist die (inhaltliche) Unterstützung durch den Mentor auf einen förde-rungswürdigen Schüler, der der Mühe auch wert ist.

Die zweite Danksagung stammt ebenfalls von René König. In einer Aufsatzsam-mlung, die er als Privatdozent 1946 in Zürich veröffentlicht, dankt er Verlegern verschie-dener Zeitschriften sowie zwei Institutionen: „Ich spreche den verschiedenen Verlegern meinen herzlichsten Dank aus, dass sie der Übernahme in einen Sammelband keine Schwierigkeiten in den Weg legten. Zu danken bleibt mir vor allem der ‚Jubiläumsspen-de für die Universität Zürich‘, wie der ‚Arbeitsgemeinschaft Pro Helvetia‘, die es mir wirtschaftlich ermöglichten, diesen Arbeiten und vor allem der Ausarbeitung meiner ei-genen Familiensoziologie in Ruhe nachzugehen. Es ist eine Selbstverständlichkeit ge-worden zuzugestehen, dass der Naturwissenschaftler Mittel benötigt, um seine oft lang-währenden, umwedgeichen und kostspieligen Experimente durchzuführen – selbst wenn am Ende nur eine Atombombe dabei herauskommt. Seltsamerweise ist sich aber die öffentliche Meinung bei weitem nicht klar darüber, dass auch soziologisches For-schen auf ‚Laboratoriumsarbeit‘ angewiesen ist, die oft genug erst nach langem Bemü-hen positive Resultate zeitigt. Umso wichtiger scheint es mir, auf Ausnahmen von dieser tiefverwurzelten Einstellung hinzuweisen“ (König 1946, S. 13).

Dezidiert bedankt sich König bei den Institutionen für die *wirtschaftliche* Ermögli-chung seiner Forschung – die intellektuelle Leistung wird davon also nicht berührt. Der Dank ist ihm Anlass, um zugleich eine wissenschaftspolitische Botschaft auszusprechen: Auch soziologische Forschung ist auf Finanzierung angewiesen – und dass die Erträge der Forschung nicht von vorneherein feststehen, dürfe ja wohl kein Hinderungsgrund dafür sein (das „nur“, mit dem er bestimmte Erträge naturwissenschaftlicher Forschung verurteilt, kann kaum bedeutungslastiger sein: es ist das Jahr nach dem Atombomben-abwurf auf Hiroshima).

Auch nach der Berufung danken die Gründerväter nur spärlich. Kollegen werden dabei in den uns vorliegenden Werken¹² nur zweimal bedacht. Zum einen von Helmuth Plessner, der nach seiner Entlassung aus der Kölner Universität im Jahr 1933 mehrere Jahre an der Universität Groningen verbrachte: „Ohne die Anteilnahme der Hörer [einer Vorlesungsreihe in Groningen], ohne die Förderung aus dem Kreise der Kollegen hätte er [der Autor] kaum den Mut zur Niederschrift gefunden. Die Unterstützung seiner Arbeiten, die ihm innerhalb und außerhalb der Universität zuteil geworden ist, verpflichtet ihn zu besonderem Dank, und die Widmung, die diese Schrift trägt, wird nichts von ihrem persönlichen Charakter verlieren, wenn sie zugleich diesen Dank an viele bezeugt“ (Plessner 1982/1959, S. 35).

Der Dank gilt einem Kollektiv – den Hörern seiner Vorlesung, den Kollegen und insgesamt den Unterstützern seiner Arbeit; niemand wird besonders hervorgehoben. Dabei wird auch hier nicht für inhaltliche Unterstützung gedankt, sondern für die Anteilnahme an seiner Arbeit, sowie für allgemeine Unterstützung und Ermutigung, die Plessner im Exil zuteil wurde.

Die andere Danksagung, in der ein Professor der Gründergeneration einen Kollegen würdigt, stammt von Helmut Schelsky: „Die Gesichtspunkte, unter denen diese Abhandlung steht, verdanken ihre Klärung nicht zuletzt vielen und eingehenden Gesprächen mit dem Psychiater Hans Bürger-Prinz und dem Philosophen und Soziologen Arnold Gehlen, denen ich dafür auch an dieser Stelle danken möchte“ (Schelsky 1955, S. 9f.). Hier wird einem Kollegen tatsächlich für inhaltliche Diskussionen gedankt. Dass es sich um einen Kollegen handelt, stellt Schelsky auch für Nichteingeweihte klar. Doch um einen Statusgleichen handelt es sich auch hier nicht, der acht Jahre ältere Gehlen war Schelskys Lehrer.

Kollegen-Dank ist bei den Gründervätern also eine Seltenheit. Berücksichtigt werden muss jedoch, dass die Gründergeneration einen beträchtlichen Anteil ihrer Arbeiten in der Profession widmet: Fast ein Drittel ihrer Werke (30,5 Prozent) sind Angehörigen der Profession zugeeignet (bei den späteren Generationen liegt der Anteil maximal bei 8,6 Prozent) – und vorzugsweise handelt es sich dabei um Kollegen, als da wären statushöhere Wissenschaftler, denen man viel Unterstützung im Wissenschaftssystem verdankt (Förderer und Mentoren) und/oder von denen man intellektuell geprägt wurde.

Da im Unterschied zur Danksagung in der Widmung keine konkrete Leistung abgegolten wird, erfahren wir von den Gründervätern auch kaum etwas über die konkreten Arbeiten bei der Entstehung ihrer Werke. Dies betrifft nicht nur (Diskussionen mit) Kollegen, sondern auch die Zu- oder Mitarbeit von *Mitarbeitern*. Wenn wir von den drei bis vier empirischen Großforschungsprojekten der Generation absehen, bedanken sich die Gründerväter in 59 Monographien bei Mitarbeitern genau drei mal: 1963 dankt Theodor W. Adorno den Assistenten am Frankfurter Institut (interessanterweise die

12 Drei, alle von König stammende Arbeiten, die erst nach 1983 veröffentlicht wurden und Kollegen-Danksagungen enthalten, vernachlässigen wir hier. Sie erschienen zu einem Zeitpunkt, an dem sich bei den späteren Generationen bereits umfangreiche Danksagungen durchgesetzt hatten.

einzig uns bekannte Danksagung, in der die Leistungen, für die gedankt wird, nicht einmal angedeutet werden; Adorno 1971/1963). 1967 dankt Max Horkheimer für das Anfertigen einer Übersetzung (Horkheimer 1991/1967). Und für inhaltliche Beiträge wird Mitarbeitern überhaupt nur einmal gedankt. Otto Stammer und Peter Weingart bedanken sich bei „H.H. Lenke (, der) „in den verschiedenen Stadien der Formulierung und Fertigstellung des Manuskripts beratend mitgearbeitet“ hat (Stammer/Weingart 1972, S. 11).

Die Ausnahme weist auf die Regel: Insgesamt scheinen die Gründerväter in ihrer wissenschaftlichen Produktion, im Alltagsgeschäft fast völlig autark zu sein. Abgesehen von den wenigen empirischen Großprojekten kommen Mitarbeiter bei den Gründervätern praktisch nicht vor. Festzuhalten ist, dass dies weder auf einen Mangel an Mitarbeitern noch darauf zurückgeführt werden kann, dass sie vorwiegend theoretisch arbeiteten. Literatur war in jedem Fall zu beschaffen, bei empirischen Untersuchungen ebenso wie bei theoretischen Werken. Literaturbeschaffung und -sichtung, Sekretariats- und Schreivarbeiten, die Erstellung von Bibliographien, Anhängen und Tabellen wurden von den Gründervätern offenbar als selbstverständlicher Bestandteil von Rollenbeziehungen interpretiert, für die bezahlt wurde, für die aber nicht öffentlich zu danken sei.

Von Dank für inhaltliche Diskussionen, für Anregungen, Anmerkungen, Hinweise und Kritik ist ebenfalls nur im Ausnahmefall die Rede. Dies betrifft nicht nur die eigenen Mitarbeiter, sondern auch Kollegen. Wenn, dann wird statushöheren Kollegen (Lehrern, Vordenkern) für empfangenen Rat gedankt.¹³ Die Gründerväter vermitteln uns den Eindruck von einsam vor sich hin arbeitenden, (intellektuell) unabhängigen Wissenschaftlern – und bezogen auf unsere Frage nach Originalität und Bescheidenheit: von Forschern, die aus sich selbst schöpfen und primär in einem Diskurs mit Büchern stehen.

Die Nachkriegsgeneration

Für die Nachkriegssoziologen vermuteten wir, dass sie eine Art Übergangsgeneration darstellen. Sie sind die Generation mit den geringsten Anteilen an Arbeiten mit Dank oder Widmungen. Im Unterschied zu den Gründervätern widmen sie praktisch kaum noch in der Profession; ein Anstieg der Danksagungen, wie bei den späteren Generationen, ist aber (noch) nicht festzustellen. Inhaltlich deutet sich allerdings eine Veränderung an. „Herr Professor Arnold Bergstraesser ermunterte mich, sie [die Arbeit] für eine Veröffentlichung in der Reihe [...] zu erweitern. Außer Professor Bergstraesser, dem ich zu besonderen Dank verpflichtet bin, möchte ich meinem Lehrer in Religionssoziologie, Professor Carl Mayer, Graduate Faculty of Political and Social Science, New York, und meinen Freunden Friedrich Tenbruck in Freiburg und Peter Berger in Hartford Conn,

13 Als Zeichen der Würdigung ziehen die Gründerväter die Widmung vor. Sie aber zeigt allgemeine Wertschätzung an – für Förderer, geistige Vorbilder oder für nahestehende Kollegen –; die konkrete inhaltliche Leistung der Autoren ist davon also wenn, dann nur indirekt berührt.

für kritische Diskussionen zum hier behandelten Problem danken“ (Luckmann 1963, o.S.).

Hier wird nicht nur im Stil der Gründerväter Mentoren gedankt, sondern es wird ein Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher und privater Sphäre hergestellt (Tenbruck und Berger werden als Freunde, nicht als Kollegen adressiert) und es wird, wenn auch nur beiläufig, darauf verwiesen, dass Wissenschaft in Diskussionszusammenhängen entsteht. Deutlicher noch als bei Luckmann kommt diese Haltung in einer Quasi-Danksagung Ralf Dahrendorfs zum Ausdruck: „Viele Ansätze und Anregungen, die in dieser Arbeit ihren Niederschlag gefunden haben, gehen auf Diskussionen in einer kleinen informellen Gruppe jüngerer Soziologen verschiedener Länder an der London School of Economics in den Jahren 1952-1954 zurück. Diese Gruppe, die sich ‚Donnerstagabend-Seminar‘ nannte, obwohl sie nicht selten bis Freitagmorgen tagte und manchmal auch an anderen Tagen zusammenkam, beschäftigte sich nicht nur ausgiebig mit vielen speziellen Fragen dieser Arbeit [...], sondern vertrat vor allem eine Auffassung der Soziologie und ihrer Aufgaben, der ich in dieser Untersuchung treu geblieben zu sein hoffe. Innerhalb des ‚Donnerstagabend-Seminars‘ und seither waren es insbesondere zahlreiche Gespräche mit Dr. D. Lockwood, Lecturer in Sociology an der London School of Economics, deren Anregungen den Fortgang meiner Untersuchungen zur Klassentheorie gefördert haben. In der Hoffnung, dass das vorläufige Ergebnis dieser Untersuchungen eine brauchbare Grundlage für weitere kritische Erörterungen abzugeben vermag, sei diese Arbeit David Lockwood und mit ihm den gemeinsamen Freunden der Londoner Jahre gewidmet“ (Dahrendorf 1957, S. X).

Dahrendorf will seine Arbeit als Teil eines größeren Diskussionskontextes verstanden wissen. Man sieht die Nachwuchswissenschaftler geradezu vor sich, wie sie bis Tagesanbruch zusammen sitzen, in hitzige Diskussionen verstrickt, im Versuch, Gesellschaft zu verstehen und die eigene soziologische Position abzustecken. Diese Produktionsbedingungen stehen allerdings im Widerspruch zur Norm der individuellen Leistung. Davon zeugt auch Dahrendorfs Dank: Er macht zwar auf diesen besonderen Entdeckungskontext aufmerksam, doch zugleich wahrt er die Originalität des eigenen Beitrags, indem er stellvertretend für den Gesamtkontext nur eine Person namentlich hervorhebt.

Auch für die anderen, im Nachkriegsdeutschland meist auf Umwegen zur Soziologie Gekommenen, sind die mit Studienkollegen und anderen Assistenten verbrachten, gemeinsamen Diskussionen wichtiger Teil der Aneignung des Faches. Damit stellt sich zwangsläufig die Frage der Herkunft und Zurechnung inhaltlicher Beiträge. Besonders brisant ist diese natürlich bei empirischen Forschungsprojekten: Wenn man zu mehreren an einer gemeinsamen Studie arbeitet, kommt man um die Frage der Zurechnung und Priorität von Ideen nicht herum. Dazu Hans Paul Bahrdt in seiner 1958 erschienenen Studie zur Industriebürokratie: „Die theoretische Konzeption der vorliegenden Abhandlung darf verstanden werden als eine Weiterführung gewisser Gedankengänge, die sich bereits während der Hüttenuntersuchung anbahnte, und als ihre Anwendung auf den Bürosektor. Da es sich bei der Dortmunder Studie um eine Teamarbeit handelt, lässt sich im einzelnen oft nicht feststellen, wem die Priorität einzelner Gedanken zu-

kommt. Der Verfasser möchte hier deshalb den anderen Team-Mitgliedern, Dr. Heinrich Popitz, Dr. Hanno Kesting und Dr. Ernst August Jüres, danken“ (Bahrtdt 1972/1958, o.S.).

Bahrtdt präsentiert sich als Teil eines Teams. Dort sind die Ideen in gemeinsamen Diskussionen entstanden, eine individuelle Zurechnung wäre künstlich, wenn überhaupt möglich. Dieser gemeinsamen Herkunft zollt er hier Tribut (die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit ist offenbar nicht gefährdet, da die Eigenleistung darin besteht, die gemeinsam entwickelten Ideen eigenständig auf einen anderen Gegenstand zu übertragen). Im Laufe der Karriere ändert sich die Danksagungspraxis. So schreibt Hans Paul Bahrtdt nachdem er bereits zehn Jahre Professor ist: „Das Prinzip des Privateigentums, das den Stadtplanern so viel Kopfzerbrechen macht, herrscht auch im Reich des Geistes. Auch wo Gedanken geäußert werden, erwarten wir stets, dass sie bestimmten Personen zugeordnet werden können. Man will wissen, wem sie gehören, geradeso als ob sie Grundstücke, Produktionsmittel oder Haustiere wären. Ein Autor, der keine Lizenzgebühren aus einem Patent einstreicht, darf wenigstens erwarten, dass ihm durch pedantisches Zitieren Reverenz erwiesen wird. Leider verhalten sich aber Gedanken anders als Haustiere. Eher schon gleichen sie Rudyard Kiplings ‚Katze, die ihren eigenen Weg geht‘. Man weiß oftmals nicht, wo sie sich herumgetrieben haben, bevor sie bei einem zu Gast sind. Danach machen sie sich wieder auf den Weg, und trotz aller ‚Zitatzpflicht‘ hat man nicht in der Hand, was aus ihnen wird. So ist es auch in diesem Buch, in dem Erlebnisse, Gespräche und Lektüre aus einer Reihe von Jahren ihren Niederschlag gefunden haben, nicht möglich, jeden einzelnen, dem ich zu Dank verpflichtet bin, angemessen zu nennen. Nur einige Namen seien erwähnt. Vieles, was ich geschrieben habe, verdanke ich der gemeinsamen Arbeit mit meinem Freund Josef Lehmbrock aus Düsseldorf. Wertvolle Anregungen habe ich ferner von Ulfert Herlyn erhalten“ (Bahrtdt 1969/1968, S. 9).

Verglichen mit der Industriebürokratie-Studie hat sich Bahrtdts Situation verändert. Je mehr sich der Diskussionskontext (zeitlich und personell) erweitert, desto schwieriger wird es, alle in Gesprächen erhaltenen Anregungen zuzuordnen. Jetzt dankt er nur noch zwei ausgewählten Gesprächspartnern namentlich. Mit dieser Positionsbestimmung scheint sich Bahrtdt „frei“ geschrieben zu haben. In späteren Arbeiten dankt er niemandem mehr persönlich und verweist nur noch pauschal auf den großen Diskussionszusammenhang.

Der Dank der Nachkriegssoziologen unterscheidet sich charakteristisch von der Gründergeneration. Erstere danken ihren Wissenschaftler-Kollegen dezidiert für inhaltliche Diskussionen, für Anregungen, Hinweise und Kritik. Damit grenzen sie sich von den Gründervätern ab, markieren eine andere, eine neue Form der wissenschaftlichen Produktion (nämlich sich als Teil eines gemeinsamen Diskussionskontextes zu begreifen). Allerdings handelt es sich häufig um Gruppendank – also eine weitere Möglichkeit, die Balance zwischen Originalität und Bescheidenheit zu halten. Es wird ein Kollektiv bedacht, nur bei ausgewählten Kollegen bedankt man sich persönlich (was mit dazu führt, dass sich die Anzahl der durchschnittlich bedachten Personen in dieser Generation – verglichen mit den Gründervätern – nicht merklich erhöht).

Wie fast immer gibt es eine Ausnahme, die zugleich Rückschlüsse auf die Regel erlaubt: Hinsichtlich der Zahl bedankter Personen gibt es einen weit abgelegenen Extrempunkt, ein Werk, in dem ein Angehöriger der Nachkriegsgeneration sich bei 29 verschiedenen Personen aus der Profession, darunter 14 Kollegen, sowie einem Kollektiv (seinen Studenten) bedankt. Wider Erwarten handelt es sich nicht um eine empirische Studie, sondern um die 1981 erschienene „Theorie des kommunikativen Handelns“, Jürgen Habermas' Hauptwerk. Es scheint so, also ob nur ein wirklicher „big shot“ sich relativ gefahrlos zusammen mit einem so umfangreichen und hochkarätigen Kollegenkreis präsentieren kann.

In diesem Werk würdigt Habermas auch 14 Mitarbeiter. Elf davon sind Teilnehmer der Donnerstagskolloquien am Starnberger Institut, in dem „verschiedene Teile des Manuskripts auf eine für mich ergiebige Weise diskutiert worden [sind]“ (Habermas 1981, S. 11). Drei Personen dankt er für eher technische Dienste, für die Übersetzung französischer Zitate, für die Literaturbeschaffung, und nicht zuletzt seiner Sekretärin: „Mein erster Dank gilt Inge Pethran, die die verschiedenen Fassungen des Manuskripts und das Literaturverzeichnis hergestellt hat; dies ist freilich nur ein Glied in der Kette einer zehnjährigen engen Kooperation, ohne die ich hilflos gewesen wäre“ (ebd.).

Auch hinsichtlich des Mitarbeiter-Danks ist die TKH in dieser Generation ein Ausnahmefall. Mitarbeitern wird von der Nachkriegsgeneration immer noch eher selten gedankt (wenn auch häufiger als von den Gründervätern), wobei auch diese Generation kaum inhaltliche Hinweise und Anregungen durch Mitarbeiter zu erhalten scheint. Es überwiegt der Dank für technische Dienstleistungen, vor allem die Dienste der Sekretärin werden häufiger gewürdigt. Verglichen mit den Gründervätern stellen wir also einen Schwenk in der Danksagungsverpflichtung fest. Man dankt jetzt sowohl Kollegen (für inhaltliche Anregungen) als auch Personen, die für ihre Tätigkeit bezahlt werden.

Die Ausbaugeneration

Die Mitglieder der zwischen 1938 und 1946 geborenen Ausbaugeneration waren im Jahre 1968 teilweise noch Studenten, zum Teil waren sie auch schon Hochschulassistenten. Ähnlich wie die Nachkriegssoziologen würdigen sie in ihren Qualifikationsschriften in erster Linie ihre Förderer sowie ausgewählte Kollegen. So formuliert Uta Gerhardt in ihrer 1971 erschienenen Dissertationsschrift: „Allen, die durch Rat und Kritik zum Gelingen dieser Studie beigetragen haben, möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichen Dank aussprechen. Herr Prof. Dr. Ralf Dahrendorf begleitete meine Arbeit mit ermutigendem Interesse und wertvollen Anregungen. Frau Prof. Renate Mayntz-Trier gab durch stetigen Ansporn zu kritisch-methodischer Diskussion hilfreiche Unterstützung. Herr Prof. Dieter Henrich förderte den Fortgang dieser Arbeit durch weiterführende Hinweise und vertiefenden Rat. Den Gesprächen mit Freunden, Kollegen und Studenten verdanke ich jene dauernden Impulse aus Vorschlägen, Ermutigung und Kritik, die schließlich die Fertigstellung dieser Studie ermöglicht haben“ (Gerhardt 1971, S. 13).

Uta Gerhardts Danksagung ist schwerpunktmäßig auf die Förderer bezogen, (Studien-)Kollegen und Freunde werden nur als Kollektive angesprochen. Neu ist allerdings,

dass auch Studierenden gedankt wird. Sie stehen zwar am Schluss, doch immerhin in einer Reihe mit Kollegen und Freunden: Dass ihnen gleichfalls für Hinweise, Kritik und Ermutigung gedankt wird, zeigt an, dass sie und ihre Beiträge ernst genommen werden.

Ebenfalls neu ist eine spezifische Art von wissenschaftspolitischen Botschaften, hier in der 1972 erschienenen Dissertation von Richard Münch: „Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung und Durchführung zunächst der beispiellos geringen Reglementierung des Studiums und der Lehre am Institut für Soziologie der Universität Heidelberg. Mein erster Dank gilt deshalb allen Mitgliedern des Instituts, die zur Aufrechterhaltung dieses seltenen Freiraums beigetragen haben“ (Münch 1972, S. III).

Indem die erfahrene geringe Reglementierung von Studium und Lehre besonders positiv hervorgehoben und zugleich als nicht selbstverständlich („beispiellos“, „seltener Freiraum“) gekennzeichnet wird, wird implizit eine Kritik am System, – wenn man so will – am soziologischen Establishment, vorgetragen. Solche Kritik und den aufmüpfigen und mutig-trotzigen Ton finden wir auch in anderen Arbeiten der Siebzigerjahre.¹⁴ Sie sind neu und dürften (wie der Dank an Studierende) klar auf den Einfluss der Studentenbewegung zurückzuführen sein.

Nach der Berufung (in den Siebzigerjahren bis zur Mitte der Achtzigerjahre) nimmt der Dank bei den Vertreter der Ausbaugeneration, wie gesagt, beträchtlich zu. Hier ein Zitat aus einer dieser Danksagungen, in der sehr viele Wissenschaftler bedacht werden: „Wohl alle, die mir nahe stehen, sind zu irgendeinem Zeitpunkt mit umfänglichen Vorläufern zu diesem Text und der Bitte um Kommentar konfrontiert worden. Manch einer nicht immer zu seiner eigenen Freude mit immer wieder frisch sprudelnden Varianten. Alles ist eingeflossen. Diese Mitwirkung von meist jungen Wissenschaftlern im Umkreis meines Arbeitszusammenhangs kann weder im Text noch hier im Vorwort angemessen gewürdigt werden. Für mich ist sie zu einer unerhört ermutigenden Erfahrung geworden. Manche Teile dieses Buches sind geradezu Plagiate persönlicher Gespräche und geteilten Lebens. Ohne Vollständigkeit – ich danke: Elisabeth Beck-Gernsheim für unseren Nichtalltag im Alltag, gemeinsam durchlebte Ideen, unbeeindruckbare Respektlosigkeit; Maria Rerrich für viele Denk-Anstöße, Gespräche, verzwickte Materialaufarbeitungen; Renate Schütz für ihre himmlisch-ansteckende philosophische Neugierde und beflügelnde Visionen; Wolfgang Bonss für erfolgreiche Suchgespräche zu fast allen Teilen des Textes; Peter Berger für die mir überlassene Niederschrift seines hilfreichen Ärgers; Christoph Lau für sein Mitdenken und Absichern querliegender Argumentationen;

14 Ähnlich indirekt wird das System kritisiert, wenn Kern/Schumann Hans Paul Bahrtd für sein besonderes Betreuungengagement danken: dafür, dass es ihm „gelang [...], uns durch sein großzügiges und unbürokratisches Verhalten Arbeitsbedingungen zu sichern, die wir immer als außerordentlich angenehm empfunden haben“ (Kern/Schumann 1970, S. 18). Eine andere Form indirekter Kritik zeigt sich in der folgenden Danksagung: „In diesem Zusammenhang sei auf eine spezielle Weise auch der Verwaltung der Ruhr-Universität Bochum gedankt, die auf ihre Art den Fortgang der Arbeit und des Forschungsprojektes befördert hat: sie hinderte den Verfasser mehrfach daran, seine Arbeit in Nebensächlichkeiten zu zersplittern (z.B. in der Wahrnehmung von Lehrstuhlvertretungen), und sie bestand darauf, den Gang der Forschung als alleinige Privatangelegenheit des Verfassers zu betrachten“ (Esser 1980, S. 9f.).

Hermann Stumpf und Peter Sopp für viele Hinweise und die findige Beschaffung von Literatur und Datenmaterialien; [...] Auch habe ich großartige kollegiale Ermutigungen erfahren von Karl Martin Bolte, Heinz Hartmann und Leopold Rosenmayr. Was jetzt noch an Wiederholungen und falschen Bildern enthalten ist, erkläre ich hiermit zu Zeichen gewollter Imperfektion“ (Beck 1986, S. 20f.).

Ähnlich wie Dahrendorf präsentiert sich Ulrich Beck eingebettet in einen großen Diskussionszusammenhang. Doch der Produktionskontext hat hier einen anderen Charakter: „alle, die mir nahe stehen“ werden mit Becks Texten konfrontiert. Persönliches und berufliches Netzwerk sind nicht zu trennen; auch die Formulierungen „persönliche Gespräche“, „geteiltes Leben“ verweisen auf die Verwobenheit von Arbeit und (Privat-) Leben – und damit sowohl auf Ideale der 68er wie auf den engagierten Wissenschaftler. Insgesamt bedenkt Ulrich Beck 16 Professionsangehörige namentlich, wobei auch Mitarbeitern für inhaltliche Beiträge gedankt wird. Neu und bemerkenswert ist, dass diese nicht direkt als Mitarbeiter charakterisiert werden. Bei der Bezeichnung „Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen“ bleibt für Uneingeweihte unklar, ob es sich um Kollegen oder Mitarbeiter handelt. Dankauslösend ist offenbar der (inhaltliche) Beitrag, nicht der Status – was als Anzeichen einer gewissen Enthierarchisierung bzw. Demokratisierung gelesen werden kann.

Jedoch: wenn man (vielen) Professionsangehörigen, zumal für inhaltliche Beiträge dankt, provoziert dies unweigerlich die Frage, wie groß eigentlich der eigene Beitrag ist. Dass Beck darum weiß, macht er sehr selbstbewusst deutlich: Teile seiner Ausführungen bezeichnet er als „Plagiate persönlicher Gespräche“, übrig gebliebene Fehler werden als „gewollte Imperfektion“ deklariert. Solches Understatement erscheint nur statthaft, wenn die Originalität des Autors außer Frage steht. Umso mehr überrascht es, dass dann auf andere Weise doch Statusunterschiede markiert werden und die Originalität des eigenen Beitrag abgesichert wird (womit indirekt wieder ein Zeugnis für die Risiken des Danks an andere Wissenschaftler abgelegt wird): Zum einen sind die Personen, die inhaltliche Beiträge lieferten, „meist junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen im Umkreis meines Arbeitszusammenhangs“, und das heißt: Nachwuchs und als solcher gar keine direkte Konkurrenz. Zum anderen wird auch statushöheren Kollegen und Mentoren gedankt (welche im Übrigen auch explizit als Kollegen angesprochen werden). Hier allerdings gilt der Dank nicht inhaltlichen Kommentaren, sondern einer allgemeineren, indirekten Unterstützung: „kollegialer Ermutigung“, also für Zutrauen in die Arbeit des Autors.

Diese Aspekte unterscheiden sich in der folgenden Danksagung. Es handelt sich um eins der Werke mit den meisten genannten Personen. Neben vier Mitarbeitern wird 28 Kollegen gedankt: „Eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen waren das Opfer von ersten Tests dieser nicht immer gleich verständlichen Sichtweise. Dazu gehörten zuallererst die Studenten in den Lehrveranstaltungen und Prüfungen an den verschiedenen Orten meines Wirkens sowie einige – mehr oder weniger – interessierte und wohl wollende Beobachter aus der jeweiligen lokalen Fachszene. Teile des Manuskripts haben [Namen von acht Kollegen] vorher gelesen; ihnen allen sei sehr für ihre Mühewaltung gedankt. Ihre Reaktionen waren ein wichtiges Motiv, das Projekt endgültig zu beginnen

und fortzuführen. Selbstverständlich trägt der Verfasser für die folgenden Ausführungen die alleinige Verantwortung. Eine Gruppe von eher interpretativ und systemtheoretisch gesonnenen SoziologInnen aus [...], die sich für das Programm der verstehenderklärenden Soziologie zu interessieren begann, war ein äußerst anregendes Forum zur Klärung einer Reihe wichtiger Problempunkte, die sich aus dem grenzüberschreitenden Charakter des Ansatzes ergeben hatten. Einige Studenten und Mitarbeiter von Manfred Markefka zwangen den Verfasser, eine Reihe von wohl allzu apodiktischen Urteilen noch einmal zu überdenken. Das bei diesen Gelegenheiten erlebte Engagement außerhalb der etablierten Zirkel des etwas angestaubten Sektionenbetriebes der DGS war ein in vieler Hinsicht ermutigendes Zeichen. „Bei den Überlegungen zur Konzeption und zu vielen Einzelheiten des Manuskriptes waren die Diskussionen mit meinen Mitarbeitern [vier Namen] außerordentlich wichtig und gewinnbringend. Die Beschäftigung mit einigen der jetzt aufgenommenen Themen wie beispielsweise mit Einzelheiten der biologischen Anthropologie geht auf ihre Anregungen und Vorhaltungen zurück. [...] Hilfreich und klärend waren daneben – jeweils auf eine eigene Weise – Gespräche insbesondere mit [...] [18 Namen], wobei ein Austausch gelegentlich auch über ganz unterschiedliche Auffassungen hinweg stattfand“ (Esser 1993, S. Xif.).

Auch hier handelt es sich um eine wesentliche Arbeit des Autors, um Hartmut Essers „Allgemeine Grundlagen“ der Soziologie. Es scheint so, dass nur bei einem Werk von besonderer Bedeutung und wenn man sich vorher schon einen Namen gemacht hatte, der (inhaltliche) Dank an viele Kollegen statthaft ist (das „TKH-Modell“). Das Werk muss der „zahllosen Gespräche“ gewissermaßen auch würdig sein. Umgekehrt sichern die Gespräche natürlich auch den Text ab. Dabei ist bei der vorliegenden Danksagung nicht nur die Größe des Diskussionsnetzwerkes bemerkenswert. Esser sucht auch gezielt die Auseinandersetzung mit Kollegen (oder, wie er sagt, mit „Opfern“), die andere theoretische Auffassungen vertreten als er selbst. Damit wird die Idee der Scientific Community im Popperschen Sinne schon beim Entstehen der Texte praktiziert. Einwände werden vorab berücksichtigt und integriert, nicht erst nach Erscheinen des Textes – hier werden also mögliche Gegner indirekt zu Bürgen der Qualität.¹⁵

Insgesamt wird ein lebhafter und vor allem auch vielfältiger Diskussions- und Produktionskontext sichtbar: Dazu gehört auch das direkte Umfeld, Studierende und Mitarbeiter. Die Studierenden werden indirekt sogar als Kollegen angesprochen, von Mitarbeitern lässt sich Esser „Vorhaltungen“ machen, beschäftigt sich auf ihre Anregungen hin verstärkt mit bestimmten Themen.

Nach dem bemerkenswerten Anstieg der Zahl der bedankten Personen nach der Berufung stellen wir im weiteren Karriereverlauf der Ausbaugeneration insgesamt eine gewisse „Ermüdung“ fest: Der größte Personenkreis wird zwischen fünf und zehn Jahren

15 Damit wird ein wichtiges Prinzip des wissenschaftlichen Feldes auch in Danksagungen angewandt: „One of the principles of the specificity of the scientific field lies in the fact that the competitors must do more than simply distinguish themselves from their already recognized precursors, if they are not to be left behind and „outclassed“, they must integrate their predecessors' and rivals' work into the distinct and distinctive construction which transcends it“ (Bourdieu 1981, S. 262).

nach der Berufung gewürdigt (in den Achtzigerjahren), danach nimmt die Zahl der Danksagungen wieder ab. Allerdings trifft die Abnahme nicht alle Personengruppen und Unterstützungsarten gleichermaßen: Geht der Dank für inhaltliche Kommentare nach der Berufung zahlenmäßig zurück, bleibt demgegenüber der Dank für *technische* Hilfeleistungen nach der Berufung konstant. Diese Tätigkeiten detailliert aufzulisten, scheint sich in der Ausbaugeneration insgesamt als Norm durchgesetzt zu haben.

Die Nachwuchs-Generation

Für die vierte Generation beschränken wir uns auf die Arbeiten vor der Berufung. Da der Ruf auf eine Professur erst in den Neunzigerjahren, also vor noch nicht allzu langer Zeit, erfolgte, liegen noch zu wenige Arbeiten vor, um für den weiteren Karriereverlauf allgemeinere Aussagen treffen zu können. Wie gesagt, traf der Nachwuchs auf eine vergleichsweise schlechte Arbeitsmarktsituation – bei ihnen wäre also am ehesten mit einer karrierestrategischen Nutzung der Danksagung zu rechnen. Bezogen auf den bedankten Personenkreis zerfällt diese Generation in zwei Gruppen. Ein Teil würdigt, wie die Generationen vor ihnen, nur wenige (ausgewählte) Personen: „[...] Martin Kohli sei gedankt für seine kritischen Einwände, die mir wichtige Hilfen für die Klärung und Präzisierung der Analyse waren. Gustav Roßler sei gedankt für seine unnachgiebig genaue Lektüre des ursprünglichen Manuskripts und daraus folgende Hinweise für die Bearbeitung“ (Bude 1987, S. 8). „Danken möchte ich Thomas Luckmann, Peter Hunziker, Jörg Bergmann und Martin Seel für ihre Diskussionsbereitschaft und Geduld“ (Keppler 1985, o.S.).

Formal neu ist hier, dass gar nicht deutlich wird, ob es sich bei den Bedankten um (Studien-) Kollegen oder um Mentoren bzw. Förderer handelt. Weder wird ein Titel genannt, noch gibt es (für Nicht-Insider) irgendwelche anderen Hinweise auf den Status der genannten Personen. Bereits für die Ausbaugeneration hatten wir eine Lockerung der Formen festgestellt, die die Zuordnung von Personen zu Statusgruppen erschwerte. Doch diese fanden wir erst nach der Berufung, und sie bezog sich auf eine Differenzierung zwischen Kollegen und Mitarbeitern (also zwischen Statusgleichen und Statusniedrigeren) – was wir als Zeichen von (formaler) Enthierarchisierung interpretieren. Bei der Nachwuchsgeneration aber handelt es sich um Qualifikationsarbeiten – und das macht die Botschaft ambivalent: Einerseits markiert sie ein informelleres, ungezwungeneres Verhältnis zu anderen Professionsangehörigen und scheinbar Gleichgültigkeit gegenüber dem Status, signalisiert also einen kulturellen Wandel im Sinne einer Demokratisierung („der Beitrag zählt, egal von wem er stammt“). Andererseits handelt es sich eben um deutlich statushöhere Soziologen – und je näher man den großen Namen rückt, desto mehr kann man auch vom „Ab-Färbe-Mechanismus“ profitieren (Distinktion). Dazu braucht man aber nicht mehr den Professorentitel zu nennen. Den kennen die Insider – und auf sie kommt es ja an – ohnehin.

Daneben finden wir in der Nachwuchsgeneration sehr viele Arbeiten, in denen außerordentlich umfangreiche Personenkreise (bis zu 27 Professionsangehörige) genannt werden – für Qualifikationsarbeiten ein ganz neues Phänomen. Beispielhaft Zitate aus

den Habilitationsschriften von Hans-Peter Blossfeld und Hans-Peter Müller: „[...] Natürlich erhält man in einer eng aufeinander bezogenen Forschergruppe Anregungen und Unterstützung in vielfältiger Art. So konnte ich beispielsweise die Entwürfe der meisten Abschnitte der vorliegenden Arbeit im Rahmen der wöchentlich stattfindenden Kolloquien zur Diskussion stellen. Dabei erhielt ich wertvolle Hinweise und Ratschläge von [[...] zehn Namen]. In inhaltlicher und methodischer Hinsicht habe ich darüber hinaus von Diskussionen mit verschiedenen auswärtigen Wissenschaftlern über meine Arbeitspapiere profitiert. Hier möchte ich besonders nennen: [...] neun Namen]. [...] Schließlich ist zu bemerken, dass bei aller Unterstützung, die mir zuteil wurde, alle Mängel und die trotz mehrfacher Suche sicher noch verbliebenen Fehler allein zu meinen Lasten gehen“ (Blossfeld 1989, S. 13). „[...] Im Verlauf dieser Arbeit haben Daniel Bell, Peter Blau, Renate Borrmann-Müller, Pierre Bourdieu, Klaus Eder, Hans Norbert Fügen, Uta Gerhardt, Bernd Giesen, Hans Joas und Michael Schmid sich der Mühe unterzogen, einzelne Abschnitte zu lesen und die Gesamtkonzeption mit mir zu diskutieren“ (Müller 1991, S. 10).

Der Dank gilt einer großen Zahl diskussionsbereiter Kolleginnen und Kollegen sowie auch fast ebenso vielen renommierten Professorinnen und Professoren (es werden also nicht nur, wie bei den früheren Generationen, die eigentlichen Betreuer und/oder Gutachter der Arbeit bedacht). Dies macht auf veränderte Produktionsbedingungen aufmerksam, auf größere Netzwerke, z.B. im Rahmen empirischer Großforschungsgebiete (wobei wir umfangreiche Danksagungen sowohl in empirischen wie in theoretischen Arbeiten finden). Offenbar möglichst gewissenhaft werden hier alle diejenigen aufgelistet, die in irgend einer Weise Unterstützung geboten haben. Dies machte bereits die Ausbaugeneration vor, dort aber handelte es sich um Arbeiten aus dem späteren Karriereverlauf. Im Unterschied dazu haben wir es bei dem Nachwuchs mit Qualifikationsarbeiten zu tun – und karrieretechnisch kann name-dropping außerordentlich nützlich sein, da damit zwei Botschaften bekräftigt werden: Zum einen ist jeder große Name ein weiterer (indirekter) Bürge für die *inhaltliche* Qualität der Arbeit. Entsprechend gibt es bei den umfangreichen Danksagungen immer die Phrase, mit der die eigene Verantwortung für den Inhalt übernommen und die Originalität des Beitrags abgesichert wird. Bezeichnenderweise finden wir hierbei nicht die ironischen Wendungen wie bei Soziologen, deren Status bereits gefestigt ist¹⁶ (ein Kommentar vergleichbar dem Beck'schen aus der Risikogesellschaft – „Zusammenfasser der Ratschläge, die andere ihm erteilen“ – lässt sich bei einer Dissertations- oder Habilitationsschrift auch nicht wirklich vorstellen). Zum anderen wird auf *formaler* Ebene demonstriert, wie engagiert und wie gut man vernetzt ist (horizontal und vertikal): das heißt, dass man über Zugänge zu verschiedenen Informationen, zu Macht- und Einflussphären verfügt. Ob intendiert oder nicht: vor allem in Qualifikationsarbeiten setzt name-dropping deutliche Signale, die sich als karriereförderlich erweisen können.

Dabei finden wir in den Danksagungen der Nachwuchssoziologen stilistische Mittel, mit denen diese Wirkung optimiert wird: So wird z.B. in manchen Qualifikationsarbei-

16 Z.B. Luhmann 1990; Ders. 1988.

ten die persönliche Nähe bzw. Freundschaft zu bekannten bzw. einflussreichen Professionsangehörigen herausgestellt. Und auch wenn bei den Förderern kein Titel aufgeführt wird, liefert z.B. die Nennung jeweiliger Universitäten (mit hoher Reputation) mehr Informationen über Status und Bedeutsamkeit der Unterstützungsperson als es der Titel allein vermag.

Was wir über den Dank für inhaltliche Ratschläge feststellten, wiederholt sich bei dem Dank für *technische* Mitarbeit. Wir finden eine sorgfältige und akribische Auflistung der Tätigkeiten, die von der Erstellung der Schaubilder, Tabellen, Anhänge bis zum Korrekturlesen und der redaktionellen Bearbeitung reicht¹⁷. Die Wirkung ist, wie beim weitschweifigen inhaltlichen Dank, zwiespältig. Einerseits wird Dank abgestattet und die „Zuarbeit“ gewissenhaft gewürdigt. Andererseits wird natürlich auch gezeigt, wie viele Personen man zu Zuarbeit bewegen kann. Da dies in eine Phase des beruflichen Werdegangs fällt, in der man üblicherweise noch nicht über entsprechende Infrastruktur und weisungsgebundene Mitarbeiter verfügt¹⁸, demonstriert man hier bereits sein Organisationsgeschick.

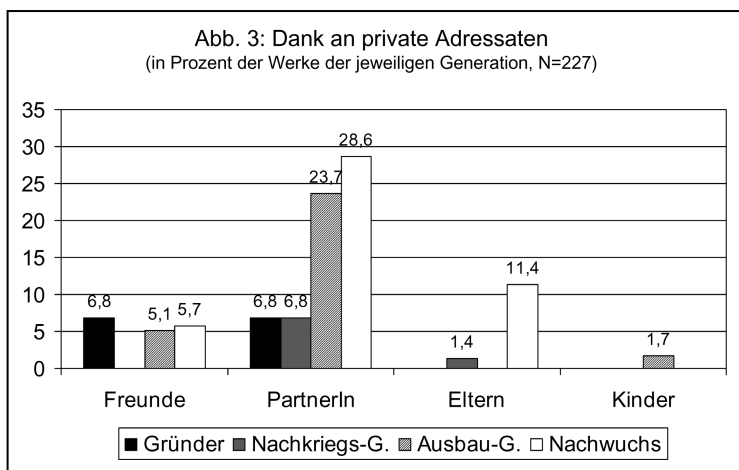
3.2 *Nutzen jüngere Soziologengenerationen Danksagungen für die Darstellung ihrer privaten Befindlichkeiten?*

Zunächst einmal können wir festhalten, dass die beiden jüngeren Generationen Privatpersonen entschieden häufiger danken als die beiden älteren. Dabei fällt – im Einklang mit unseren Vermutungen über die 68er-Zeit – auf, dass es in erster Linie die Partner/Partnerinnen sind, denen die vermehrten Dankesbezeugungen gelten (vgl. Abb. 3).

Der folgende Generationenvergleich wird sich daher auf diese Personengruppe beschränken, wobei schon vorab anzumerken ist, dass es weniger die quantitativen Veränderungen sind, die für einen kulturellen Wandel in der Danksagungspraxis sprechen, als die Begründung, die man für den Dank an Partnerin oder Partner anführt. Die Angehörigen der ersten beiden Generationen orientieren sich offensichtlich an der Norm, über die eigene Person zu schweigen. Die Erwähnung von Personen, die der Privatsphäre angehören, und somit auch ein Licht auf den Wissenschaftler als Person werfen, bedarf aus ihrer Sicht der Legitimation. Diese Legitimation wird über einen unmittelbaren Bezug zwischen Werk und der bedankten Person hergestellt.

17 Insbesondere bei Qualifikationsarbeiten finden wir nun auch häufig Dank für die Erstellung der Druckformatvorlagen, Hilfen beim Umbruch und weiteren, bis zur Drucklegung erforderlichen Arbeiten. Hierbei handelt es sich um (für Wissenschaftler) neuartige Tätigkeiten, die primär durch Umstellungen im Verlagswesen bedingt sind. Daher vernachlässigen wir sie für die Frage der Veränderung der Danksagungsverpflichtung.

18 Im Schnitt nennen die Mitglieder der Nachwuchsgeneration 2,3 Personen, die ihnen mit technischer Unterstützung zur Seite stehen. Zum Vergleich: die Ausbaugeneration nannte vor der Berufung auf eine Professur nur 0,9 und nach der Berufung auch nur durchschnittlich 2,2 Personen.



So dankt Adorno dem Freund Horkheimer (Adorno 1976/1963; Ders. 1988/1951) und Horkheimer und Freund Adorno danken zusammen Gretel Adorno. „Bei der Fortbildung unserer Theorie und den anschließenden gemeinsamen Erfahrungen hat uns Gretel Adorno, wie schon bei der ersten Fassung, im schönsten Sinn geholfen“ (Horkheimer/Adorno 1988/1969, S. X).

Hier werden wissenschaftliche Arbeit (Fortbildung der Theorie) und private Lebenswelt (gemeinsame Erfahrungen) nicht als getrennte Sphären, sondern als Einheit im „schönsten Sinn“ dargestellt, wobei diese Gemeinsamkeit freilich nicht so weit geht, dass „Max“ und „Theodor“ auch „Gretel“ in die Autorenschaft einbezogen hätten.

Die enge Verzahnung von privater Freundschaft und Werk wird auch in folgender Danksagung Adornos exemplifiziert. „Bei einem Abschied für längere Zeit schrieb Alban Berg dem Autor eine Postkarte mit dem Zitat der Hagenstelle aus der Götterdämmerung: ‚Sei treu.‘ Er wünschte sich nichts Besseres, als dass er dahinter nicht zurückgeblieben sei, ohne dass doch leidenschaftliche Dankbarkeit eine Autonomie beeinträchtigte, die musikalisch sein Lehrer und Freund in ihm entwickelte“ (Adorno 1985/1968, S. 324).

Das Bemühen, eine Balance zu halten zwischen „Schweigepflicht“ und dem Wunsch, gleichwohl etwas über sich und seine Privatsphäre mitzuteilen, führt denn auch zu gewissen Verrenkungen, die wie im Fall von Berger und Luckmann auch originell und witzig sein können. Die deutsche Ausgabe von „The Social Construction of Reality“ erscheint 1969. Nachdem die Autoren sich bei verschiedenen Kollegen für Interesse, Rat und Kritik bedankt haben, heißt es: „Es ist bei obwaltendem Anlass üblich, auch der unwägbaren Hilfe von Ehefrauen, Kindern und etwas zweifelhafteren Angehörigen genüge zu tun. Wir waren – aus Widerspenstigkeit gegen diese Sitte – versucht, unser Buch einem gewissen Jodler aus Brand in Vorarlberg zu widmen. Dennoch danken wir Brigitte Berger und Benita Luckmann – mehr noch als für wissenschaftlich irrelevante private Rollen-Auffassung – für Kritik als Soziologinnen und für die standhafte Weigerung, sich leicht beeindruckt zu lassen“ (Berger/Luckmann 1980/1969, S. XIX).

Zunächst erfolgt eine ironische Distanzierung von der „bei obwaltendem Anlass“ herrschenden „Sitte“, indiziert durch den Jodler aus Vorarlberg, um dann dennoch die jeweiligen Ehefrauen zu bewidmen und zu bedanken. Aber dieser Dank gilt nicht – zumindest nicht primär – der „wissenschaftlich irrelevanten privaten Rollenauffassung“ der Gattinnen, womit auf die Schweigepflicht die eigene Person betreffend verwiesen wird. Indem Brigitte Berger und Benita Luckmann als kritische Soziologinnen bedankt werden, werden sie gleichsam befördert, von der wissenschaftlich irrelevanten Sphäre der privaten Beziehung in die hehre Sphäre der Soziologie. Denn aus einer solchen sprechen die Autoren, wenn sie etwas heuchlerisch für die standhafte Weigerung, sich leicht beeindrucken zu lassen, danken. Nur der kann sich standhaft weigern, der es mit einem heftigen „Druck“ der Gegenseite zu tun hat, in diesem Fall die Bemühungen der Soziologen (oder vielleicht doch der Männer?) die Soziologinnen (oder vielleicht doch die Frauen?) zu „beeindrucken“.

Obwohl inhaltlich unterschiedlich weist der Dank, den Renate Mayntz ihrem Ehemann abstattet eine ähnliche Struktur wie die von Adorno/Horkheimer und Berger/Luckmann auf. In „Soziologie der öffentlichen Verwaltung“ heißt es: „Bei der Fertigstellung des Buches haben mir einige Menschen besonders geholfen, denen ich hier danken möchte. Hann Trier hat mich als fachfremder aber interessierter Ehemann auf viele stilistische Unebenheiten hingewiesen und damit die Lesbarkeit des Textes verbessert“ (Mayntz 1978, S. V).

Zwar ist der Ehemann fachfremd, gleichwohl hat er eine für Publikationen nicht unwesentliche Leistung erbracht, nämlich die Beseitigung „stilistischer Unebenheiten“, womit auch hier ein unmittelbarer Bezug zum Werk hergestellt wird. Die Verknüpfung des Dankes mit Leistungen, die jeweils die Partnerin für das Werk erbracht hat, verschwindet nicht über die Generationen, ist aber seltener zu beobachten. Obwohl schon der Ausbau-Generation angehörend, finden wir sie z.B. auch bei Horst Kern. „Bärbel Kern hat das Werk auf Herz und Nieren geprüft. Durch ihre geduldige Kritik und ihren sachverständigen Rat hat sie mir geholfen, die Qualität der Arbeit – ich glaube entscheidend – zu verbessern. Als Zeichen meiner Dankbarkeit widme ich ihr dieses Buch“ (Kern 1982, S. 9f.).

Eine andere Form der Danksagung, die gleichsam einen Vorgriff auf die Danksagungspraxis der folgenden Generationen repräsentiert, finden wir dagegen bei Hans-Paul Bahrtdt (1984). Nachdem Bahrtdt den nachgerade rituellen Dank an die Sekretärinnen für „unermüdliche Schreibearbeit“ abgestattet hat, kommt er auf seine Frau zu sprechen, der er das Buch widmet, wobei diese Widmung allerdings nicht – wie häufig üblich – dem Vorwort vorangestellt, sondern an seinem Ende platziert ist. Diese Widmung hat gleichsam die Form einer Abbitte. „Das Buch möchte ich meiner Frau widmen. Hoffentlich nimmt sie es freundlich in die Hand, nachdem seine Abfassung uns beiden viel gemeinsame Freizeit geraubt hat“ (Bahrtdt 1984, S. 9).

Soziologisch gesprochen wird hier auf einen Rollenkonflikt aufmerksam gemacht, zwischen Verpflichtungen gegenüber der Berufs- und der Privatsphäre, ein Konflikt, der den Vertretern der Nachkriegsgeneration ansonsten eher fremd zu sein scheint. Es ist diese Widmung insofern eine „Pioniertat“ als vielleicht zum ersten Mal darauf aufmerk-

sam gemacht wird, dass Ehefrauen auch legitime Ansprüche an Person und Zeit des Ehemannes haben, eine Unterwerfung unter „seine“ Zeitökonomie nicht selbstverständlich ist. Gleichzeitig aber, indem von der gemeinsamen Freizeit die Rede ist, lässt Bahrtd auch durchblicken, dass er nicht ausschließlich Wissenschaft, sondern auch anderes betreibt.

Ebenfalls im Jahre 1984 finden wir eine strukturell ähnliche Danksagung bei einem Mitglied der Ausbau-Generation: „Meine Frau Sigrun hat mich – wie schon immer – über Gebühr gewähren lassen und ist mir mit ihrer persönlichen Unterstützung zur Seite gestanden. Ihnen allen, [auch den vorgenannten namentlich erwähnten Kollegen, Mitarbeitern, Studenten und Freunden] möchte ich an dieser Stelle danken“ (Münch 1984, S. 10). Ähnlich wie bei Bahrtd, wird auch hier darauf angespielt, dass die Beschäftigung des Autors mit dem Werk der Ehefrau einiges abverlangt. Nicht mehr wie bei den beiden älteren Generationen verbleibt die Dankesbezeugung in der wissenschaftlichen Sphäre, sondern es wird die affektive Dimension ehelicher Gemeinsamkeit angesprochen, die bisher gleichsam tabu war. Gleichwohl auch die Ausbau-Generation kennt noch gewisse Hemmungen, die Privatsphäre öffentlich zu machen. Ein interessantes Beispiel dafür, das Private zu enthüllen und gleichzeitig zu verbergen, finden wir bei Jörg Bergmann. Auf den Dank für Hinweise und Kritik an Mentoren und Mitarbeiter folgen, optisch etwas abgesetzt, diese Zeilen: „Im Übrigen hätte meine Beschäftigung mit Klatsch, diesem obskuren Objekt der Begierde, ohne Ska Wiltschek zu keinem greifbaren Resultat geführt, – doch was ich ihr verdanke, entzieht sich seiner Formulierung in einer öffentlichen Dankessprache“ (Bergmann 1987, S. VI).

Dies ist die einzige Danksagung, die wir gefunden haben, in der der Autor den Tatbestand thematisiert, dass sein Text nicht nur für die bedankte Person, sondern für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Dessen eingedenk, teilt er dem Leser mit, dass das wofür er dankt, nicht öffentlich gemacht werden sollte.

Eine ähnliche Strategie verfolgt auch Hartmut Esser, wobei er allerdings auf die Triade Autor, Adressat, Leser nicht explizit aufmerksam macht. Nachdem 30 namentlich aufgeführten Personen, die sich durch verschiedene Leistungen wie Diskussionen, Kritik, Korrekturlesen usw. um das Werk verdient gemacht haben, gedankt wird, folgt eine kleine, den Leser zu vielfältigen Deutungen der Privatsphäre des Autors einladenden Passage, die ebenso viel enthüllt wie verbirgt: „Ganz besonders aber möchte ich an dieser Stelle Iris Brandts für ihren ganz eigenen Beitrag dabei danken, dass viele Dinge, nicht nur das Buch, einen guten Schluss gefunden haben und nun neue interessante Projekte begonnen werden können“ (Esser 1999, S. XIX).

Vergleichsweise unbefangener geht dagegen die Nachwuchs-Generation mit der „Schweigepflicht“ um. Wenn auch nicht in Form einer Danksagung, sondern in der einer Widmung (die aber am Ende des Vorworts platziert ist und unmittelbar an den Dank für Kollegen, Mitarbeiter usw. anschließt) informiert Armin Nassehi den Leser über seine außerwissenschaftlichen Leistungen. „In der Zeit, in der diese Aufsätze entstanden sind, habe ich nicht nur Texte produziert, sondern (natürlich mit meiner viel beteiligteren ‚Ko-Autorin‘ Annette Großlohmann) auch etwas mit Hand und Fuß. Er heißt Moritz. Ihm widme ich dieses Buch“ (Nassehi 1999, o.S.).

Auch im folgenden Beispiel stellt die Autorin ihre Kleinfamilie vor, wobei der Stellenwert, den Mann und Kind für den Fortgang des Werks gehabt haben, genau bezeichnet wird. „Stefan Leibfried hat diese Arbeit begleitet und in Rat und Tat versucht, Sozialpolitik und Lebensverlauf in ein Gleichgewicht zu bringen. Ich danke ihm und freue mich auf die zukünftigen Störungen von Philipp Laurids, der die vorliegende Arbeit nur begrenzt mit seinem ‚Faden des Lebens‘ verwirren konnte (Allmendinger 1994, S. 21).

Ein völlig anderer Ton wird im nächsten Beispiel angeschlagen. Thema sind die wechselnden inneren Befindlichkeiten, die Habilitanden im Allgemeinen und auch der Autorin während der Arbeit am Werk zu schaffen machen. „Zum Abschluss [nach vorstehenden Danksagungen für Mentoren, Kollegen usw.] bleibt noch zu sagen, dass die Zeit, in der man an einer Habilitationsschrift arbeitet, für die, die mit einem leben, zweifellos oft strapaziös ist. Die teils euphorische, teils verzweifelte Besessenheit, von der man phasenweise ergriffen ist, die Tendenz, alles andere hintan zu stellen, der ungerechte Ärger auf alles und jeden, wenn es nicht weitergeht oder einen andere Dinge vom „Eigentlichen“ abhalten – all dies macht Habilitanden wohl gelegentlich zu unerträglichen Zeitgenossen. Mein besonderer Dank gilt deshalb Werner Sahr, der mich in dieser Zeit begleitet hat und den langen Atem hatte, manche Dramen vorbeigehen zu lassen. Ihm ist dieses Buch gewidmet“ (Wohlrab-Sahr 1999, S. 12f.).

Auf den ersten Blick scheinen die oben aufgeführten Beispiele die Beobachtung Bauerleins, gemäß der die Privatsphäre neuerdings öffentlich gemacht wird, zu bestätigen. Während die beiden älteren Generationen (mit Ausnahme von Hans Paul Bahrdt) sich noch gehalten sehen, die „wissenschaftlich irrelevante private Rollenauffassung“ (Berger/Luckmann 1980/1969, S. XIX) nicht anzusprechen, demonstrieren die beiden jüngeren Generationen mit unterschiedlicher Deutlichkeit, dass sie auch ein Privatleben haben. Gleichwohl die polemisch gestellte Frage Bauerleins „Why should the opening pages of a scholarly thesis be the place to drop names, parade your sexuality, record your travels and sentimentalize infants“? (2001, S. 16) bedarf einer differenzierteren Antwort als der seinen, die auf bloße Selbstdarstellung hinausläuft. Denn Selbstdarstellung betreiben auch die älteren Generationen, wobei es sich allerdings um je unterschiedliche Formen handelt.

Die älteren Generationen entwerfen ein Bild ihrer selbst, das sie ausschließlich als Wissenschaftler beschreibt. Privatpersonen, und selbst Ehefrauen, scheinen nur dann eine Rolle zu spielen, wenn sie dem Fach angehören und etwas zum Werk beitragen. Die jüngeren Generationen lösen sich von der Fiktion des heroischen Wissenschaftlers und verabschieden sich von der Schweigepflicht – die Ausbau-Generation noch etwas zögernd, die Nachwuchs-Generation deutlicher. Sie machen öffentlich, was die älteren meinten verbergen zu müssen, nämlich dass auch Wissenschaftler auf Unterstützung angewiesen sind, die nicht nur im Bereich kritischer kollegialer Ratschläge und dem Anfertigen perfekter Druckvorlagen angesiedelt ist.

4. Fazit

In wissenschaftlichen Veröffentlichungen stellen Widmungen und Danksagungen eine legitime Möglichkeit dar, sich als Person zu präsentieren. Wie unsere Analyse der Danksagungen gezeigt hat, werfen die jeweiligen Dankesbezeugungen zwar immer auch ein Licht auf die Person des Autors, gleichwohl handelt es sich um – wie an den quantitativen und inhaltlichen Veränderungen im Zeitverlauf abzulesen ist – allgemeine Trends der Danksagungspraxis. Was aus der Perspektive des Autors Ausdruck seiner Individualität ist, liest sich aus der Beobachterperspektive als Folge eines Wandels, der sowohl wissenschaftsinterne wie -externe Veränderungen umfasst. Die wissenschaftsinternen Veränderungen haben wir mit den Stichworten Ausweitung des Personals, erhöhter Konkurrenzdruck sowie Enthierarchisierung und Demokratisierung bezeichnet. Die wissenschaftsexterne Veränderung erkennen wir darin, dass an die Stelle des Bildes vom heroischen, um nicht zu sagen charismatischen Wissenschaftlers das Bild eines Wissenschaft betreibenden Alltagsmenschen tritt.

Bezogen auf unsere eingangs gestellten Fragen lässt sich zusammenfassend festhalten: Im Zeitverlauf vermehren sich die Danksagungen erheblich und werden in der dritten und vierten Generation zum Normalfall¹⁹. Schaut man sich die Inhalte der Danksagungen an, so können wir feststellen, dass wesentliche Veränderungen bereits bei der zweiten Generation zu verzeichnen sind. Für die Nachkriegssoziologen stellt sich Wissenschaft als ein gemeinsamer Diskussionskontext dar, und in diesem Sinne danken sie auch ihren Kollegen für inhaltliche Anregungen und Kritik. Ebenso taucht bei ihnen erstmals der Dank für technische Dienstleistungen auf, die von den Gründervätern offenbar als selbstverständlich und nicht als öffentlich zu würdigende Leistung innerhalb einer Rollenbeziehung aufgefasst wurden.

Die nächstfolgende Generation, die Ausbaugeneration, baut nicht nur die Soziologie aus, sondern auch ihre Danksagungspraxis. Dieser Ausbau bezieht sich sowohl auf den Anteil der Arbeiten, in denen gedankt wird als auch auf die Anzahl der namentlich genannten Personen. Dankten die Nachkriegssoziologen vor allem einem Kollektiv, werden jetzt alle Personen namentlich aufgeführt. Neu ist der Dank an Studierende und eine implizite Kritik am System. Daneben finden wir Lockerungen in der Form, z.B. Wegfall von Titeln, Unklarheit in der Zuordnung von Mitarbeitern und Kollegen, die wir einerseits als Anzeichen einer formalen Enthierarchisierung und Demokratisierungsprozessen betrachten, andererseits aber auch als Konzentration auf eine fachinterne Öffentlichkeit von Insidern.

Dieses Danksagungsverhalten, das sich bei der Ausbaugeneration erst nach der Berufung zeigt, findet sich auch bei der jüngsten Generation, dort allerdings bereits bei Qualifikationsarbeiten – und wird dort in einem Teil der Arbeiten zu Karriere Zwecken instrumentalisiert. Es bleibt abzuwarten, wie sich das Danksagungsverhalten dieser Gene-

19 Im Unterschied dazu reduzieren sich Widmungen erheblich – und zwar bereits zwischen der Gründer- und der Nachkriegsgeneration – und werden bei den jüngeren Generationen beinahe ausschließlich an Privatpersonen adressiert.

ration im weiteren Karriereverlauf entwickeln wird. Hinsichtlich unserer dritten Frage nach der Darstellung der Privatsphäre zeigt sich insofern eine Parallele zur Präsentation als Wissenschaftler, als über die Generationen hinweg die Leser immer ausführlicher über den Kontext informiert werden, in dem die Autoren arbeiten und leben.

Literatur

- Adorno, Th.W. (1971, zuerst 1963): Drei Studien zu Hegel. In: Ders. Gesammelte Schriften. Bd. 5. Herausgegeben von G. Adorno und R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 247-383.
- Adorno, Th.W. (1976, zuerst 1963): Der getreue Korrepetitor. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 15. Herausgegeben von R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 157-403.
- Adorno, Th.W. (1986, zuerst 1951): Minima Moralia. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Adorno, Th.W. (1985, zuerst 1968): Die musikalischen Monographien. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 13. Hrsg. von G. Adorno und R. Tiedemann. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Allmendinger, J. (1994): Lebensverlauf und Sozialpolitik. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bahrtdt, H.P. (1972, zuerst 1958): Industriebürokratie. Stuttgart: Enke.
- Bahrtdt, H.P. (1969, zuerst 1968): Humaner Städtebau. Hamburg: Christian Wegner.
- Bahrtdt, H.P. (1984): Schlüsselbegriffe der Soziologie. München: Beck.
- Bauerlein, M. (2001): A thanking task. What acknowledgements pages say about academic life. In: TLS November 9, S. 16-17.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Berger, P.L./Luckmann, T. (1980, zuerst 1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bergmann, J. (1987): Klatsch. Zur Sozialform der diskreten Indiskretion. Berlin/New York: de Gruyter.
- Blossfeld, P. (1989): Kohortendifferenzierung und Karriereprozess. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Bolte, K.M./Neidhardt, F. (Hrsg.) (1998): Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration. Baden-Baden: Nomos.
- Bourdieu, P. (1981): The Specificity of the Scientific Field. In: Lemert, C.C. (Hrsg.): French Sociology. New York: Columbia University Press, S. 257-293.
- Bude, H. (1987): Deutsche Karrieren. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Burkart, G./Wolf, J. (Hrsg.) (2002): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen: Leske & Budrich.
- Dahrendorf, R. (1957): Soziale Klassen und Klassenkonflikt in der industriellen Gesellschaft. Stuttgart: Enke.
- Enders, J. (1996): Die wissenschaftlichen Mitarbeiter. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Esser, H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Darmstadt/Neuwied: Luchterhand.
- Esser, H. (1993): Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Esser, H. (1999): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Bd. 1: Situationslogik und Handeln. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Genette, G. (2001): Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gerhardt, U. (1971): Rollenanalyse als kritische Soziologie. Neuwied/Berlin: Luchterhand.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bände. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Herberger, M. (1987): Die Frau im Vorwort. In: Simon, D. (Hrsg.): Rechtshistorisches Journal. Frankfurt a.M.: Löwenklau Gesellschaft e.V., S. 233-239.
- Horkheimer, M./Adorno, Th.W. (1988, zuerst 1969): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Fischer.

- Horkheimer, M. (1991, zuerst 1967): Zur Kritik der instrumentellen Vernunft. In: Ders. Gesammelte Schriften. Bd. 6. Herausgegeben von A. Schmidt und G. Schmid Norr. Frankfurt a.M.: Fischer, S. 21-189.
- Keppeler, A. (1985): Präsentation und Information: Zur politischen Berichterstattung im Fernsehen. Tübingen: Günter Narr.
- Kern, H. (1982): Empirische Sozialforschung. München: Beck.
- Kern, H./Schumann, M. (1970): Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein. Frankfurt a.M.: EVA.
- König, R. (1930): Die naturalistische Ästhetik in Frankreich und ihre Auflösung. Leipzig: Universitätsverlag Robert Noske.
- König, R. (1946): Materialien zur Soziologie der Familie. Bern: A. Francke.
- Kohli, M. (1981): Von uns selber schweigen wir. Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In: Lepenies, W. (Hrsg.): Geschichte der Soziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 428-465.
- Lepsius, M.R. (1979): Die Entwicklung der Soziologie nach dem zweiten Weltkrieg. 1945 bis 1967. In: Lüschen, G. (Hrsg.): Deutsche Soziologie seit 1945. Entwicklungsrichtungen und Praxisbezug. Sonderheft 21 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-71.
- Luckmann, T. (1963): Das Problem der Religion in der modernen Gesellschaft. Freiburg i.Br.: Rombach.
- Luhmann, N. (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mayntz, R. (1978): Soziologie der öffentlichen Verwaltung. Heidelberg/Karlsruhe: C.F. Müller.
- Merton, R.K. (1985): Prioritätsstreitigkeiten in der Wissenschaft. In: Ders.: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 258-301.
- Müller, H.-P. (1991): Sozialstruktur und Lebensstile. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Münch, R. (1972): Mentales System und Verhalten. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Münch, R. (1984): Die Struktur der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Nassehi, A. (1999): Differenzierungsfolgen. Beiträge zur Soziologie der Moderne. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Plessner, H. (1982, zuerst 1952): Die verspätete Nation. In: Ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 6. Herausgegeben von G. Dux. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7-225.
- Schelsky, H. (1955): Soziologie der Sexualität. Hamburg: Rowohlt.
- Schütze, Y./Hollstein, B. (2002): „Für C.“ – Widmungen in der Soziologie. In: Burkart, G./Wolf, J. (Hrsg.): Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Opladen: Leske & Budrich, S. 437-457.
- Sennett, R. (1985): Autorität. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Stammer, O./Weingart, P. (1972): Politische Soziologie. München: Juventa.
- Sterbling, A. (2002): Soziologische Lehre und Forschung über Südosteuropa an deutschen Hochschulen – ein Überblick. In: Soziologie I/2002: S. 26-38.
- Weber, M. (1917/1992): Wissenschaft als Beruf. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Wohlrab-Sahr, M. (1999): Konversion zum Islam in Deutschland und den USA. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Wolff, K.H. (1968): Versuch zu einer Wissenssoziologie. Berlin/Neuwied: Luchterhand.

Anschrift der Autorinnen:

Dr. Betina Hollstein und Prof. Dr. Yvonne Schütze, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Erziehungswissenschaften, Unter den Linden 6, 10099 Berlin, E-Mail: betina.hollstein@staff.hu-berlin.de, E-Mail: yvonne.schuetze@rz.hu-berlin.de.